



## **Bilder aus der deutschen Vergangenheit**

Aus neuer Zeit - 1700 - 1848

**Freytag, Gustav**

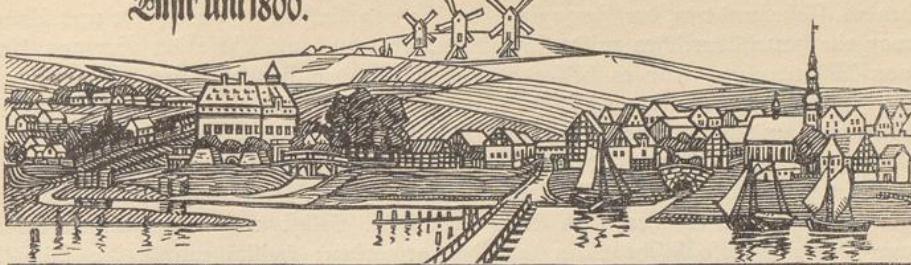
**Leipzig, [ca. 1924]**

VIII. Aus der Zeit der Zerstörung. Lage Deutschlands. Höfe und Städte des Reichs. das Volk im Reich. Reichsarmee. Die Emigranten. Einwirkung der Revolution auf die Deutschen. Gegensatz zu ...

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79658](#)

*Erlit um 1800.*



### VIII. Aus der Zeit der Zerstörung.

Wieder kam von Frankreich das Unheil, und wieder wuchs aus dem Kampfe gegen das Fremde ein neues Leben.

Es war nicht zum ersten Male, daß der Nachbar im Westen der deutschen Volkskraft die tiefsten Wunden schlug und wider Willen neue Gewalt erweckte, welche ihn siegreich bändigte. Die Staatskunst Richelieus war der gefährlichste Gegner des deutschen Reichs gewesen, aber sie hatte mit dem protestantischen Teil der Deutschen zugleich die Partei unterstützen müssen, in welcher der Lebensquell für alle späteren Neubildungen lag. Nach ihm beherrschte die französische Literatur durch hundert Jahre den deutschen Geist, und es schien eine lange Zeit, als ob die Akademie von Paris und die Dramen der Klassiker unseres Geschmack ebenso unterjochen sollten wie die Schneider und Perückenmacher der Seine. Aber gegen die französische Kunst arbeitete sich in Zorn und Scham eine Poesie und Wissenschaft herauf, welche trotz ihrer weltbürgerlichen Richtung echt national war. Jetzt sollte der Erbe der französischen Revolution gewaltätig das verfallene Haus des Reiches zerstören und auf den Trümmern als harter Gebieter schalten, bis die Deutschen den Entschluß fassten, ihn wegzuschlagen, um selbst ihre irdischen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen.

Schuhlos lag die Grenze gegen die andringenden Fremden. Nur am Nordrhein war preußisches Besitztum. Sonst den Strom entlang gerade die geistlichen Fürsten und kleine Landgebiete ohne jede Kraft des Widerstandes. Die vier westlichen Kreise des Reiches, der oberrheinische, schwäbische, fränkische, bayrische waren es, welche der Norddeutsche spöttisch das Reich nannte.

Auch im Reich waren die geistlichen Landesteile und Bayern gegenüber Baden und Schwaben sehr zurückgeblieben. Das Beispiel Friedrichs II. in Preußen und der Segen der Aufklärung hatte die meisten protestantischen Fürstenhöfe — auch der kursächsische gehörte dazu — seit dem Siebenjährigen Kriege umgeformt. Häufig war größere Sparsamkeit, Ordnung im Haushalt, ernste Sorge um das Wohl der Untertanen sichtbar. Mehrere Regierungen konnten für Muster guter Wirtschaft

gelten, wie Weimar und Gotha, auch in den Familien einer der grossen Frauen des 18. Jahrhunderts, der Herzogin Karoline von Hessen, in Darmstadt und Baden war ein haushälterisches mildes Regiment. Ja, auch am Hofe des Herzogs Karl von Württemberg war es besser geworden. Er, der Seen auf Bergen grub und durch seine Fronbauern mit Wasser füllte, der die Wälder mit bengalischer Flamme beleuchten und halbnackte Faune und Satyrn darin tanzen ließ, hatte nach empfindlichen Lehren seit 1778, dem fünfzigsten Geburtstage, seinem Volk versprochen, sparsam zu werden, er hatte sich sogar seitdem in einen sorgfältigen Hausherrn umgewandelt, unter welchem das Land aufblühte. Selbst an den geistlichen Höfen war dieser philosophische Sinn lebendig geworden; freilich wurde die Tätigkeit eines aufgeklärten Herrn in Würzburg oder Münster durch die unverteilbare Herrschaft der geistlichen Aristokratie und das wuchernde Pfaffenwesen sehr beschränkt.

Aber die Reichsstädte des Südens waren mit Ausnahme Frankfurts in unaufhaltsamem Verfall, sie waren tief verschuldet, ein verrottetes Patrizierregiment verhinderte das Aufblühen zeitgemässer Gewerbtätigkeit. Noch erliess der Rat hochtönende Verordnungen, aber der Senatus populusque Bopfingensis oder Nördlingensis, wie er sich in heroischem Stil nannte, war den Nachbarn ein Gespött geworden. Das berühmte Ulm, die südliche Hauptstadt Schwabens, einst die Herrin des italienischen Speditionshandels, war so heruntergekommen, daß man annahm, sie müsse ihr Gebiet verkaufen, um sich vor dem Bankrott zu retten; auch Augsburg war nur ein Schatten früherer Größe, aus den fürstlichen Kaufleuten waren schwache Kommissionshändler und kleine Wechsler geworden, es wurde behauptet, daß die Stadt nicht sechs Firmen enthalte, die mehr als 200000 Gulden vermochten; die Kunstabademie der Stadt war nichts als eine Handwerkerschule, die berühmten Kupferstecher ververtigten schlechte Heiligenbilder für den Dorfhandel; unter den Einwohnern selbst brannte der alte Glaubenshaß immer noch auf, denn zweigeteilt umstand die Gemeinde ihr berühmtes Rathaus, nirgend hatten die Parteien Friedrich und Maria Theresia so erbittert gefochten wie dort. Selbst Nürnberg, einst die Blüte und der Stolz des deutschen Volkes, krankte schwer an der alten bösen Zeit; mit ihren 30000 Einwohnern war sie sehr unähnlich der alten Gemeinde, welche dreihundert Jahre früher ihre furchtbare Heeresmacht gemustert hatte; aber die Stadt war doch auf dem Wege, eine bescheidene Stellung unter den deutschen Märkten zu gewinnen, nicht mehr durch die Waffen und schönen Kunstsachen des alten Nürnbergs, aber durch ausgedehnten Handel mit kleinen Waren aus Holz und Metall, in denen immer noch etwas von der guten Laune und dem Kunstsinne des alten Handwerks zutage kam.

Nicht besser stand es am Rhein, der grossen Pfaffengasse des Reichs; dort lagen die Residenzen der drei geistlichen Kurfürsten der Reihe nach stromab hintereinander. Im Kurfürstentum Mainz, welches seit alter Zeit nicht selten eine grössere Selbständigkeit innerhalb der Kirche behauptete, hatten zwei aufgeklärte Erzbischöfe zwar einem Teil ihrer Geistlichkeit und den neueren Stadtteilen ein modernes An-

sehen geben können; aber an der alten Stadt und dem Handwerk war wenig von der neuen Zeit zu erkennen, und die Domherren, welche in Voltaire und Rousseau lasen, waren wenigstens für die Sittlichkeit der Bürger kein unbedingter Gewinn. Im schlechtesten Rufe aber stand das große Köln; dort lagen die Düngerhaufen tagelang in den Straßen, es gab keine Straßenbeleuchtung, das Pflaster war elend, an finstern Abenden war Gefahr für Hals und Beine, auch unsicher waren die Wege, mit lungerndem Lumpenvolk angefüllt. Denn die Bettler bildeten eine große Gilde, welche auf fünftausend Köpfe geschätzt wurde; bis zu Mittag sassen und lagen sie an den Kirchtüren, reihenweise, viele auf Stühlen, der Besitz eines solchen Stuhles wurde als eine sichere Rente betrachtet und dem Bettlerkind als Aussteuer angewiesen; wenn sie ihre Stellen verließen, dann zogen sie in die Häuser, Mittagskost zu fordern, eine grobe, bösartige Bande<sup>54</sup>. Im ganzen wußte man, daß die geistlichen Herrschaften den Bürger und Bauer verhältnismäßig mild behandelten, auch der Militärzwang belästigte dort wenig, daß sie aber für Landeskultur und Bildung des Volkes wenig taten.

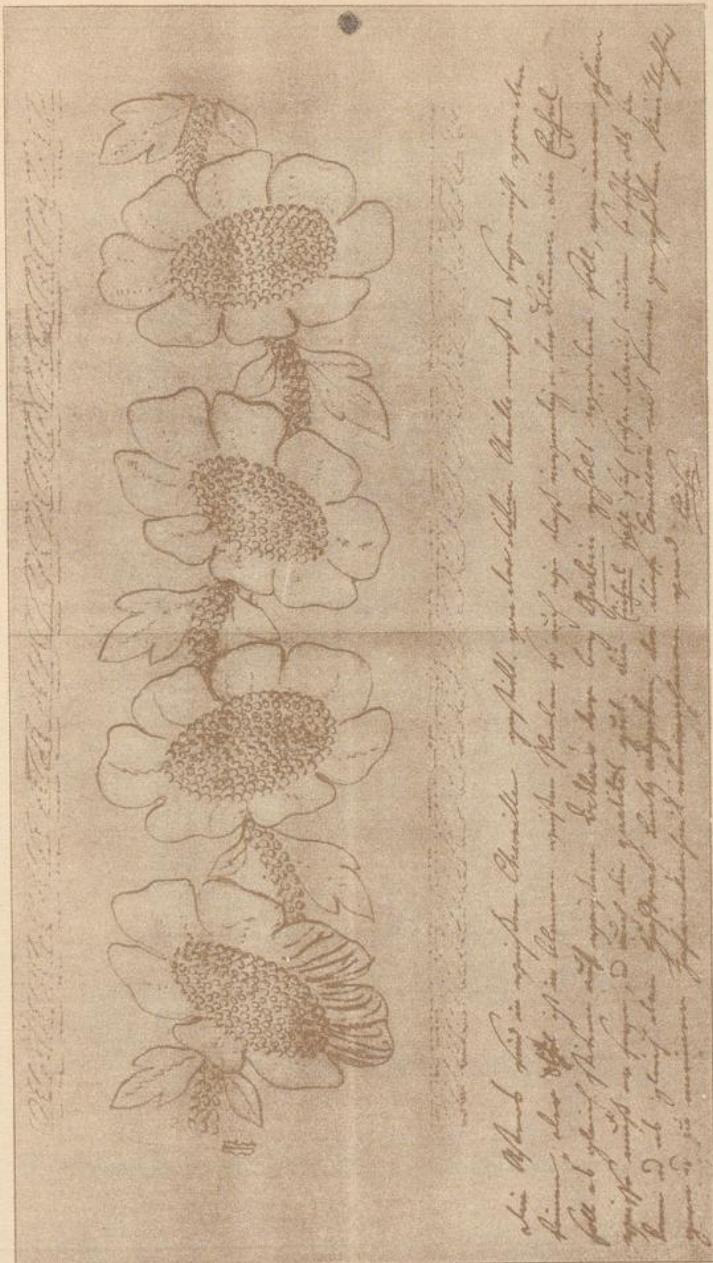
Nach dieser Richtung war nächst ihnen Bayern berüchtigt, kein anderes Volk hat seitdem so grosse Fortschritte gemacht. Es war, wie um 1790 behauptet wurde, am meisten in Wohlstand und Sitte zurückgeblieben, die Städte sahen mit Ausnahme Münchens schadhaft aus und waren schwach bevölkert, Müßiggang und Bettelei breitete sich überall, außer Brauern, Bäckern, Wirten sollte es dort keine wohlhabenden Leute geben. Auch in München lungerten unzählige Bettler, dazwischen Haufen modisch gepuhter Beamten, ein strebsamer Gewerbsleiß fehlte, nur einige Luxusfabriken wurden durch die Regierung begünstigt. Es sei für Bayern, hatte vor kurzem eine bayrische Monatsschrift behauptet, Fabrikätigkeit und dergleichen überhaupt nicht wohl tunlich, weil der Strom des Landes auf Österreich zu gehe, und ein Wettbewerb mit den Kaiserlichen Erblanden doch nicht möglich sei. — Die blühendsten Länder in Deutschland waren, nächst kleinen Reichsgebieten an der Nordsee, damals Kursachsen und die Gegend des Unterrheins bis zur westfälischen Grafschaft Mark; noch jetzt hat sich dies Verhältnis nicht sehr geändert.

Wer im Reich wohnte, dem waren die im Norden ein entlegenes Volk, und es war ihm geläufig, Preussen und Österreich als fremde Mächte zu betrachten.

Vom Volk in Österreich wußte der Bürger im Reiche wenig. Selbst der Bayer, dem der Lauf seiner Donau die Augen nach Wien zog, verkehrte nicht gern mit den Nachbarn, denn der Hass, welcher Grenzleute so leicht trennt, stand zwischen Bayern und Österreichern in voller Blüte, lieber blickte er noch über die Berge nach Tirol; der Sachse handelte angelegentlich mit den Deutschen im nördlichen Böhmen, was darüber hinauslag, kümmerte ihn nicht, es war ein fremdes Geschlecht, noch von alten Kriegen her übelberüchtigt. Anderen Deutschen waren „böhmische Dörfer“ und unbekanntes Land gleichbedeutend. Die Landsleute aber, welche die Donau entlang zwischen Tschechen und Mähren, Italienern und Slowenen, Magyaren und Slowaken sassen, waren von kräftigem Stamm, altes Germanenblut; ihnen hatte der

Spottblatt auf die „alte“ und die „neue“ Mode.  
(Kupferstich. Ende des 18. Jahrhunderts.)





die Wund sind in eignen Chassis. Ich. gne das selben. Ralle und d. Rote mit grünen  
Kraut. die Blätter sind klein. mit kleinen weißen Blüten. die Gräser. ein Blatt  
mit gleich kleinen. auf grünen Blättern. so ist Spelz. sehr schön. Al. von einer Frau  
gekauft. und auf der Tafel. D. und die zweite ist die Blatt. sehr schön. eine Blüte. als ein  
Zweig. D. und d. Zweig. sehr schön. D. und d. Zweig. sehr schön. D. und d. Zweig.

Stichmuster der Königin Luise von Preussen mit eigenhändigen Anmerkungen. (Hohenzollernmuseum, Berlin.)



Nachmittagstee.  
(Kupferstich von Böllinger nach einer Zeichnung von Hampe. 1802.)



Deutsches Modenbild. 1807. (Kupferstich aus: Journal des dames. Francfort s. M., 1807.)

Dreißigjährige Krieg ihre stattliche Haltung und die Schönheit des Leibes wenig beeinträchtigt, aber ihre eigenen Landesherren hatten sie von Deutschland entfremdet. Mit den Kettern, welche dort getötet und verjagt wurden, war auch die Rührigkeit und Bildung der Zurückbleibenden verschwunden. In der grossen Hauptstadt Wien gedieh ein reiches genussfrohes Leben. Wer sich lustig machen wollte, zog dorthin, Ungarn, Böhmen, Adel aus dem Reich. Den Wienern lag Deutschland außerhalb, sie dachten wenig daran.

Freilich der Herr von Österreich war auch deutscher Kaiser. An den Posthäusern im Reich hing der Doppeladler, und wenn der Kaiser starb, wurde nach altem Herkommen von den Kirchtürmen die Trauer geläutet. Wer ein Wappen suchte oder um Standesrechte haderte, lief nach der Hofburg. Sonst sah das Reich nichts vom Kaiser und seiner Herrschaft. Wenn die Soldaten der Reichsfürsten mit den Österreichern und Preussen zusammenkamen, wurden sie als schlechteres Volk verhöhnt, die „österreichischen Kostbeutel“ und der „schwäbische Kragen“ haßten einander gründlich; wenn die Österreicher eine Schlappe erhielten, so freute sich niemand mehr als die Truppen aus dem Reich.

Auch untereinander lebten die Untertanen der kleinen Herren nicht im guten Frieden. Bei Messen und Jahrmarkten, wo mehrere Grenznachbarn zusammensetzten, waren Schmähworte und Schläge gewöhnlich; der Mainzer schlug auf den Pfälzer, und als die Franzosen in Kurmainz hausten, freuten sich schlechte Pfälzer und Darmstädter über das Leid der Nachbarn<sup>55</sup>.

Die Masse des Volkes im Reich lebte still vor sich hin. Der Bauer tat seine Dienste, der Bürger arbeitete. Beiden war es ärger gegangen als gerade jetzt, es war kein schlechter Verdienst im Lande. Kam ihnen ein milder Herr, so dienten sie ihm williger; die Städter hingen an ihrer Stadt, an der Landschaft, deren Mundart sie sprachen, sie hatten häufig auch Anhänglichkeit an ihren kleinen Staat, der fast alles umschloß, was sie kannten, und dessen Hilflosigkeit sie nur unvollkommen verstanden. Als er ein Nichts wurde, wußten sie nicht mehr, was sie waren, und fragten einander neugierig und bekümmert, was sie jetzt werden sollten. Es war ein altes, stilles Elend! — Allerdings durch die neuen Ideen, welche von Frankreich herüberkamen, wurden sie etwas unruhig, es war dort vieles besser als bei ihnen, sie hörten wohlgefällig auf fremde Sendlinge, sie stellten die Köpfe zusammen, sie beschlossen vielleicht des Abends einmal, abzuschaffen, was sie ärgerte, sie setzten auch Bittschreiben an ihren gnädigen Landesherrn auf. Die Bauern wurden hier und da schwieriger. Aber solange die Franzosen nicht selbst kamen, war die Bewegung doch nur ein leichtes Wellengekrüsel. Und als der Franzose Custine Mainz erhalten hatte, ließ er die Fünfte zusammenrufen, jede sollte einen Konstitutionsentwurf einreichen. Das geschah. Die Perückenmacher reichten ein: „Wir wollen aussterben bis auf fünfunddreißig, und der Krebs (so hieß ein Meister) soll unser Ratsherr sein.“ Die Lohnkutscher erklärten: „Kein Brückengeld wollen wir mehr bezahlen, dann mag unsertwegen Kurfürst sein, wer da will!“ Einer

Republik und Verfassung hatte keine Zunft gedacht. Das war der Standpunkt der Kleinen aus dem Reich im Jahrhundert der Aufklärung.

Die Leute im Reich wußten wohl, daß ihre geringe Kriegstüchtigkeit ein Spott der Größeren war. Und es war natürlich, daß in den kleinen Staaten sich kein kriegerischer Geist regen konnte. Widerwillig setzten sie ihre Regimenter aus fünf, zehn und mehr winzigen Truppenteilen zusammen, Soldaten und Offiziere in demselben Regiment zankten feindselig miteinander, kaum daß die Uniformen dieselbe Farbe hatten, das Kommando gleichlautend wurde. Der Bürger selbst verachtete seine Soldaten. Mit Hohn wurde erzählt, daß die Mainzer Soldaten auf ihren Posten Pflöcke für die Schuster schnitten, daß die Wache zu Gmünd vor jedem gutgekleideten Spaziergänger, Mann oder Frau, präsentiere und dann den Hut austrecke und um eine Gabe bitte, daß die Uniform auch der Offiziere höchstlich verachtet sei und von jeder Gesellschaft ausschließe, daß die Frauen und Liebchen der Offiziere mit Kind und Regel in das Feld zögen, dann wie elend Waffen und Mannszucht und wie unvollständig die gesamte Kriegsausrüstung sei. Es war allerdings ein großes Elend, und es lag aller Welt sichtbar zutage. Unter den Regimentern des Reichs waren die schlechtesten Truppen der Welt. Aber es waren auch bessere Kompanien darunter, überall einzelne tüchtige Offiziere. Und selbst aus dem schlechten Stoff vermochte ein fremder Sieger kurz darauf gutes Kriegsvolk zu bilden, denn der Deutsche hat sich immer brav geschlagen, wo er gut geführt wurde. Auch standen außer den Preußen noch andere kleinere Heerkörper in wohlverdientem Ansehen: Sachsen, Braunschweiger, Hannoveraner, Hessen.

Im ganzen war die Heereskraft Deutschlands gar nicht ungenügend, sie konnte wohl die einzelnen schlechten Bestandteile überwinden, und sie vermochte es nach Zahl und Tapferkeit mit jedem Heere der Welt aufzunehmen. Was damals verdorben hat, war nicht die Reichsarmee, sondern Zwietracht und schlechte Führung.

Seit 1790 brach das Verderben über das Reich herein, Welle schlug auf Welle von Westen nach Osten.

Zuerst fielen die weißen Möwen der Bourbonen, Vorboten des Sturmes, in das Land: die Emigranten. Mancher wackere Mann war darunter, die große Mehrzahl, welche dieser ganzen Menschengattung Farbe und Ruf gab, nichts-würdiges und ruchloses Gesindel. Wie eine Pest verdarben sie die Zucht der Städte, in denen sie sich niederliessen, die Höfe der einfältigen kleinen Reichsfürsten, welche sich geehrt fühlten, die vornehmen Abenteurer aufzunehmen. In Koblenz, dem Fürstensitz von Kurtrier, wurde ihr Hauptlager. Dort drang zuerst ihre Sittenlosigkeit Verderben bringend in die Familien, auflösend in alle Fugen des kleinen Staates. Sie waren Flüchtlinge, welche die Gastfreundschaft eines fremden Landes genossen, aber mit bubenhafter Frechheit mißhandelten sie, wo sie die Stärkeren waren, den deutschen Bürger und Bauer wie den törichten Edelmann, der in ihnen das galante Paris verehrte. Als Veit Weber, der wackere Verfasser der „Sagen der Vorzeit“, auf einem Rheinschiff ein französisches Lied über die Genügsamkeit summte mit

dem Refrain: „Vive la liberté“, zogen Emigranten, welche die Reise mitmachten, gegen ihn und seine unbewaffneten Begleiter die Degen, misshandelten sie mit der flachen Klinge, legten ihnen Stricke um den Hals und zogen sie nach Koblenz, wo sie des Geldes, der Pässe beraubt, und mit ihren Wunden, ohne Verhör, eingesperrt wurden, bis ihnen die ankommenden Preussen Befreiung brachten<sup>56</sup>. Und neben solcher rohen Gewalt schleppten die Emigranten auch Laster, welche bis dahin dem Volke fast unbekannt waren, ekle Krankheiten, vornehme Niederträchtigkeit jeder Art in die Kreise, welche sich ihnen öffneten. Ihre Gegenwart erfüllte das ganze Rheintal mit Hass und Abscheu, nichts arbeitete so günstig der französischen Partei in die Hände, allgemein war im Volk die Empfindung, daß ein Kampf, der Frankreich von so viel Misserfolg und Erbärmlichkeit befreie, gerecht sein müsse. Sie wurden darin auch von den Stärkeren, den Preussen und Österreichern, verachtet. Zu den Truppen, welche sie warben, lief nur das schlechteste Gesindel, selbst die armen Reichsvölker sahen mit Widerwillen auf die Banden der Emigranten.

Und hinter dem verdorbenen Adel flogen die Reden der Nationalversammlung und die Beschlüsse des Konvents. Nur wenige der Gebildeten entzogen sich ganz ihrem Einfluß. Es waren zum Teil dieselben Ideen und Wünsche, welche der Deutsche auch hatte. Mehr als ein Freiheitsberauschter wurde so stark angezogen, daß er sein Vaterland aufgab und nach Westen zog, zum eigenen Verderben. Nicht der letzte solcher Männer war Georg Förster, den der Deutsche bedauern, nicht rühmen soll. Und dennoch rührten die ungeheuren Ereignisse auch lebhaften Geistern nur kleine Wirbel auf. Es war eine warme Teilnahme, aber es war doch nur der wohlwollende Anteil an einer fremden Sache. Denn wie trostlos die politischen Zustände Deutschlands waren, wie unvollkommen und drückend die Einrichtungen auch der größeren Staaten, weit verbreitet war damals die Empfindung, daß man mitten in gesellschaftlichen Umgestaltungen lebe, die sich im Gegensatz zu Frankreich friedlich durch Lehre und gutes Beispiel ausbreiten müßten. An mehreren Fürsten wurde arge Verkehrtheit oder Unfähigkeit bitter beklagt, im ganzen war nicht zu erkennen, daß die Regierungen von gutem Willen erfüllt waren. Auch hatte Deutschland keine Aristokratie wie Frankreich. Der kleine Adel lebte trotz seiner Vorurteile und Unarten doch im allgemeinen schlecht und recht mitten im Volke, gerade jetzt wurden viele wackere Männer des Standes zu den Leitern der Aufklärung gezählt. Was die gebildeten Deutschen drückte, waren nicht vorzugsweise die Sünden des alten Feudalstaates, es war ihre politische Nichtigkeit, die Unbehilflichkeit der Reichsverfassung, die Empfindung, wie sehr der Deutsche durch ein vielgeteiltes Regiment zum Philister geworden sei.

Auch war es damals weit von Paris nach Deutschland, die Charaktere, welche dort gegeneinander arbeiteten, die letzten Ziele der Parteien, Gutes und Schlechtes war viel weniger bekannt, als es zu unserer Zeit sein würde. Größere Zeitungen brachten dreimal in der Woche dürre Angaben, selten eine längere Mitteilung, noch seltener ein selbständiges Urteil. Nur die Flugschriften arbeiteten, im großen

## Nachricht für das Publikum.

Jetzt ist der Zeitpunkt vorhanden, wo der Untergang seine Jahrhunderte durch geraubten Rechte reclamiren darf; der Nebel ist verschwunden, der solche den Augen der Fürsten verhüllte, der Wahn ist gehoben, nach welchem man die Regentengewalt unmittelbar von Gott herschrieb und selbst Fürsten fangen an, es zu fühlen, daß das Volk nicht um Ehrentwillen da sey.

Eine Zeitschrift also, welche folgende Rubriken

- a.) Charakteristik jetzt lebender deutscher Minister, und solcher Männer, welche Einfluß in die deutsche Territorial - Staatsverwaltung haben.
- b.) Kritik der jetzigen Staatsverfassung deutscher Provinzen.
- c.) Kritik der Staatswirthschaft, besonderer deutscher Territorien.
- d.) Kritik der Justizverfassung verschiedener Länder Deutschlands.
- e.) Kritik der deutschen Territorial - Kirchenverfassung.
- f.) Kritik der Polizeyverfassung in verschiedenen Provinzen Deutschlands.
- g.) Kritik der neuern deutschen Provinzialgesetze.
- h.) Ge-

### Ankündigung

einer deutschen revolutionären Zeitschrift. 1790.

(Fürstlich Thurn und Taxisches Zentralarchiv, Regensburg. — Die Generaldirektion des Kaiserlichen Posten verbot den Vertrieb dieser Zeitschrift durch die Postanstalten, da durch derartige Schriften „die Felleisen über die Gebüste beschwert“ würden und sie ihres Umfanges wegen besser durch den Buchhandel zu versenden seien.)

V S. 386, 1

b.) Geschichte des neuesten Fürsten- und Mi-  
nisterdespotism.

gründlich bearbeitet liefert und künftige Michaeliss  
Messe unter dem Titel

Journal für Menschenrechte, Volks-  
rechte, und Volksglück. Den Für-  
sten Deutschlands geweiht. Germania  
1791.

erscheinen wird, möchte wohl ein Wort zu seiner  
Zeit seyn, so wie es ehedem die Charletanerien von  
Eranz waren. Auffallende Scenen von Hoffabas-  
se, von Ministerdruck, Beweise von übelverstan-  
dener Staatswirthschaft, aus Württemberg, Thü-  
ringen, Thüringen, und Brandenburg, wer-  
den die ersten Hefte füllen. Uebrigens können wir  
aber zu ihrer Empfehlung vor der Hand nichts  
sagen, als daß 57. Gelehrte in verschiedenen Ge-  
genden Deutschlands sie bearbeiten, daß gegen 40.  
Correspondenten, deren Wahrheitsliebe wir sattsam  
geprüft haben, mit uns verbunden sind, daß zwey  
aus unserer Mitte, Männer von Rang und Ge-  
lehrsamkeit, seit zwey Jahren die Fürsten- Hofe  
Deutschlands bereisen, noch drey Jahre bereisen  
werden und uns alles was sie in jeder deutschen  
Provinz in hinsicht auf Staats- Kirchen- Ju-  
stiz- Polizey- und Cammeral- Verfassung gutes  
und nachtheiliges getroffen haben, sattsam belegt,  
mittheilen und mitgetheilt haben, uns all die gehei-  
men Wege eröfnen, worauf so verschiedene Für-  
sten Deutschlands von ihren Dienern zum Nach-  
theil des Unterthans berükt werden; endlich daß  
jede Branche der Provinzialgesetzgebung ihren eige-  
nen

nen bestimmten Gelehrten hat, der sie bearbeitet und die Kritik besorgt.

Hierbei wird denn wohl niemand verkennen, daß diese Zeitschrift, nächst den wohlthätigen Folgen, welche sie auf die Glückseligkeit deutscher Unterthänen dadurch hat, daß sie der Kabale die Larve absieht, die Unwissenheit öffentlich aussieht und nur wahren patriotischen Verdiensten den verdienten Wohlrauch streut, zugleich für den Staatsmann im eigentlichen Verstande, für den Privat-Geslehrten, für den Theologen, den Juristen, den Arzt, den Philosophen, den Cameralisten, Dekos nomen, den Kaufmann, und den bloßen Dilettanten, gemeinnützig sey.

Wer wider Hoffabale und Ministerdespotismus durch diese Zeitschrift an das unparthenische Publikum appelliren will, sende seinen Aufsatz und seine Beschwerde an eines der nachstehenden Postsämter oder eine der nachstehenden Buchhandlungen mit der Aufschrift

Für das Journal für Menschenrechte  
frankfurt ein.

Das Journal selbst erscheint monathlich in einem bunten Umschlag broschürt. Jedes Stück kostet 8. gr. Sächsl. oder 36. fr. Rhein. und enthält alle Monate 6 — 7 — 8 Bogen in Octav.

Wer bestellen will melbet sich bei den ldbl. Kaiserl. Reichsoberpostämtern zu Nürnberg, Frankfurt am Main und Hamburg, bey den ldbl. Kaiserl. Reichs-Postämtern zu Weimar, Gotha und Durs

Durlach, bey Herrn Postsecretär Albers in Hannover, bey der lobblichen Zeitungs-Expedition zu Leipzig. Bey Herrn Buchhändler Barth in Leipzig, bey Herrn Buchhändler Käyser in Erfurt, bey Herrn Buchhändler Hofmann zu Hamburg, bey Herrn Buchhändler Fleischer zu Frankfurt am Main, bey Herrn Buchhändler König zu Strasburg, bey Herrn Friedrich Nikolai zu Berlin, bey Herrn Drell, Gekner und Fügeli in Zürich, bey Herrn Edlen von Schönenfeld in Prag, bey Herrn Hartknoch in Nisga, bey Herrn Korn dem ältern in Breslau, bey Herren Lübecks Erben in Bayreuth, bey Herren Montags Erben in Regensburg, bey Herrn Edlen von Trattner in Wien.



Ankündigung  
einer  
neuen Zeitschrift.

Im Jahr 1790 wurde ein Journal für Menschenrechte, Volksrechte und Volksglück angekündigt, aber auch noch vor der Ge-  
burt erstict, weil der Ton der Ankündigung mehrern teutschen Höfen missiel. Meine Ankün-  
digung soll daher jetzt in einem so sehr ges-  
dämpften Ton geschehen, daß keine Partei das  
rob unzufrieden seyn wird.

Ich kündige also eine neue Zeitschrift,

Strasburgisches politisches Journal  
betitelt, an.

Das Hamburgische politische Journal  
ist bekannt; mein Journal wird Nachahmung  
und Gegenstük desselben seyn. Nachahmung:  
ich werde ebenfalls alle merkwürdige Neiug-  
keiten sogleich erzählen. Ich schrieb einige  
Jahre die Stuttgardische Zeitung, ihre Lese  
wissen also bereits, daß ich erzählen kan. Auch  
meine Art, in wenigen Worten der Erzählung  
ein Urteil beizufügen, ohne eben meine Meinung  
andern aufzudringen, ist aus jener Zeitung be-  
kannt, denn ich urteilte darin auf diese Art,  
obgleich — oder vielmehr eben darum, weil —  
in Württemberg den Zeitungsschreibern das Ur-  
teilen verboten ist. Gegenstük: ich werde un-  
parteiisch seyn, so weit das nemlich ein Mensch  
versprechen kan, und so weit er erwarten darf,

Ankündigung  
einer deutschen revolutionären Zeitschrift. 1791.  
(Fürstlich Thurn und Taxisches Centralarchiv, Regensburg.)

V S. 386, 2

dass seine Leser, weil auch sie Menschen sind, dass anerkennen mögen. Schirach ist äußerst parteiisch, weil er jedes — Vorurteil durch die Geschichte bestätigen lassen will. Dazu zeigt er vornehmlich beim wichtigsten Theil der neuen Geschichte, bei Frankreichs Revolution, und bei allen damit, oft nur in seiner Einbildung, verwandten Erscheinungen in und außer Frankreich. Diese entstellt er alle, die zufälligen Nachtheile des Freiheits-Eifers vergroßert er, die unzertrennlichen Vortheile werden von ihm verkannt oder gar verschwiegen. Ich hingegen — will nichts entstellen; in Frankreich darf ich selbst das laut sagen, was mir — in Frankreich missfällt. Aber eben diese Presse-Freiheit, welche in andern Ländern ihrer Mutter Volks-Freiheit in das Grab zu folgen oder voranzugehen scheint, werde ich nicht blos dazu benutzen, um über Frankreich und seine Konstitution aufzuklären, sondern auch dazu, um — „Revolutionen zu predigen?“ O nein, das ist nicht nöthig, sondern — um keine Thatsache verloren gehen zu lassen, welche den Zeitgenossen zur Lehre, Warnung und Züchtigung dienen kan.

Schon darum werde ich oft auch Akte mitteilen, als welches an der Stuttgärtischen Zeitung vorgezüglich gefiel, in meinem Journal vorlegen, und sie mit solchen Urkunden oder Aufsätzen berühmter Männer aus früheren Zeiten abwechseln lassen, welche noch nicht bekannt sind, aber die neuere Geschichte erläutern, auch Gelegenheit zu Vergleichungen geben.

Mein Journal wird, vom nächsten Januar an, des Monats zweimal, je in der Mitte und am Ende, erscheinen. Es giebt viele, welche von den Neugkeiten unterrichtet seyn wollen, aber nicht Zeit, Lust, Geld haben, um die man-

cherlei Tagblätter zu lesen, worunter noch über das die meisten für Sold oder unter drukender Cenür geschrieben werden; diesem Theil des Publikums wird mein Journal bei einer solchen Einrichtung und auch bei Strasburgs Lage, welche geschickter als die von Hamburg für Zeitschriften über Neuigkeiten ist, um so eher willkommen seyn. Dazu kommt, daß ein Heft sich weniger verliert und die ganze Sammlung leichter in Ordnung gehalten werden kan, bis sie gebunden wird, als es bei Tagblättern geschieht.

---

Monatlich erscheinen also zwei Hefte des Strasburgischen politischen Journals, je zu drei oder vier Bogen, in gleichem Format, mit der nemlichen Schrift und auf eben solches Papier wie diese Ankündigung gedruckt, in einen Umschlag geheftet, welcher die Inhalts-Anzeige, Bericht von neuen politischen Schriften ic. enthält. Zu jedem Jahrgang wird ein Register geliefert.

Der Preis ist für den Jahrgang 5 fl. 30 kr. deutschen oder 12 Livres französischen Geldes.

Die Bestellungen darauf werden portofrei bei allen Postämtern und bei allen Buchhandlungen oder auch bei mir, dem Verfasser und Verleger, gemacht, je nachdem es dem Liebhaber wegen seiner Lage geschikt ist. Die Bestellung verbündet für den ganzen Jahrgang, und einzelne Hefte können nicht abgegeben werden. Postämter wenden sich wegen der Bestellungen an das Postamt zu Kehl, Buchhandlungen an eine hiesige Buchhandlung oder an mich.

Auf gleichen Wegen können mir auch Beiträge  
zugehen. Deren Einsender wollen sich mir nennen,  
hingegen soll ihren Namen niemand von  
mir erfahren, noch jemand ihren Aufsatz zu sehen  
bekommen.

Strasburg, den 1. December  
3/1791.

Friedrich Cotta;  
Bürger von Frankreich.

# Lebter Ruf der frey gewordenen Franken an die unterdrückten Deutschen.

Im Monat Augst 1791. des dritten Jahrs  
der Freyheit.

Fühlet eure Slaverey, edle Deutsche! sehet es endlich ein, daß euch Fürsten zu unglücklichen Werkzeugen des Mordes gegen uns Franken brauchen wollen, — Franken, die euch Freundschaft angelobten; eure Verfassungen nie stören wollen, die euch nachbarlich lieben, und die dem ohngeachtet von euren Despoten nur um deswillen bekriegt werden sollen, weil sie die eisernen Ketten abschüttelten, die ihr noch trage.

Wir Franken wollen für diese unsre Freyheit  
Kämpfen, siegen, — oder sterben.

Und ihr, verblendete Deutsche, wollt für eure Fürsten, die euer Markt ausaugen, eurer Söhne, Gatten und Freunde Blut aufopfern, um nach zweydeutigem Siege euch in vestere Ketten schmieden zu lassen?

Ha! Welch Unternehmen!

Wir steckten euch die Fackel der Freyheit auf; wir  
gaben euren Fürsten einen Wink, was Tyrannen vermag,

Aufruf an die Deutschen zum Anschluss an die französische Revolution.  
(Flugblatt. [Strasburg], 1791. — Büstlich Thun und Tokisches Centralarchiv, Regensburg.)

V S. 386, 3

und wie eine Nation endlich müde der Unterdrückung würde. Und doch frohnet ihr noch ihrem Stolz, wollt Leben und Eigenthum wagen, um bey uns wieder Verschwender, Barbaren und nach Herrschsucht geizende Ungehener in ihre entrissenen Ungerechtigkeiten einzusetzen zu helfen? — weil dies eure Fürsten wollen!

### Thun dies Deutsche?

Hört unsre Meynung!

Zerreißt die Slaven-Ketten eurer verschwenderischen Fürsten, und ihrer raubbegierigen Minister; wir bieten euch die Hand, fechten und sterben mit, und für euch; schützen eure Freyheit, euer Eigenthum, und sichern euern Herd ....

Ihr seyd mit uns frey, und unsre Brüder!!

Wollt ihr aber doch Slaven bleiben, nicht hören die Stimme eines freyen Volkes, euren Fürsten, und unsren entwichenen Scharen stolzer Bösewichter die Hand zu mörderischen Unternehmungen bieten — Ha! so seyd ihr unsrer Schonung nicht werth; und wir machen euch, wie einst unser Despot vor hundert Jahren, zu Bettlern, schonen eures Blutes und Eigenthums nicht, und siegen, oder sterben für unsre Freyheit allein ....

Denn wir sind Franken!

und ganzen war auch in ihnen die Gesinnung gemäßigt, wohlwollend für die Bewegung, dreister in Besprechung der heimischen Verhältnisse.

Deshalb hatte die französische Revolution, während in Paris schon auf den Straßen gehetzt wurde und die Guillotine unermüdlich arbeitete, in Deutschland gar nicht die Wirkung, politische Parteien gegeneinander zu scharen. Und als die Nachricht durch das Land flog, daß der französische König gefangen, gemißhandelt, hingerichtet sei, da wurde auch bei den Entschlossenen das Misstrauen allgemein.

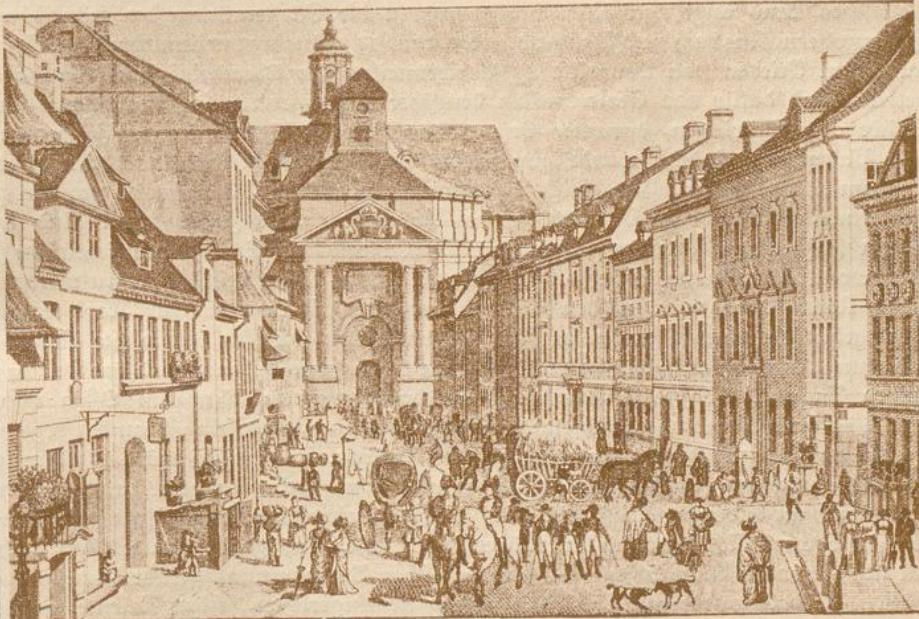
So war es möglich, daß deutsche Offizierkorps, ja, sogar die Gardes du Corps in Potsdam eine Zeitlang das Ça ira gemütlich blasen ließen, während die Straßenjungen einen rohen übersetzten Text dazu sangen. Die Damen der deutschen Aristokratie trugen tricolore Bänder und Kopfzeuge à la carmagnole. Neugierig schloß das Volk einen Kreis, in welchem die Kriegsgefangenen Patrioten, trostige zerlumpte Gestalten, ihre wilden Rundtänze sprangen und dazu den Gesang und die Pantomime aufführten, welche das Waschen der Hände in Aristokratenblut ausdrückten, und arglos kaufte man ihnen das Spielzeug ab, das sie auf dem Marsche verfertigt hatten, kleine hölzerne Guillotinen<sup>57</sup>. — Es war doch eine unheimliche Unbefangenheit der Gebildeten.

Und noch seltsamer erscheint uns ein anderes. Während Sturm und Donner in Frankreich markenschütternd tobten und den Schaum der heranstürzenden Flut mit jedem Jahr wilder über das deutsche Land jagten, hing Auge und Herz der Gebildeten an einem kleinen Fürstentum in der Mitte Deutschlands, wo die großen Dichter der Nation wie im tiefsten Frieden sannen und schufen, sich die finsternen Ahnungen durch Vers und Prosa von den Häuptern scheuchend. König und Königin guillotiniert und Reineke Fuchs gedichtet — Robespierre mit der Schreckensherrschaft und Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen — die Schlachter Lodi und Arcole und Wilhelm Meister, Horen, Xenien — Belgien französisch und Hermann und Dorothea — Schweiz und Kirchenstaat französisch und Wallenstein — das linke Rheinufer französisch und die natürliche Tochter, die Jungfrau von Orleans — Hannover von Napoleon besetzt und die Braut von Messina — Napoleon Kaiser und Wilhelm Tell. Die zehn Jahre, in welchen Schiller und Goethe durch innige Freundschaft verbunden zusammen lebten, die zehn großen Jahre der deutschen Poesie, auf welche der Deutsche noch in fernen Jahrhunderten mit Rührung und weicher Zärtlichkeit zurückblicken wird, es sind dieselben Jahre, in denen laut ein Weheruf durch die Lüfte flog, in denen die Dämonen der Vernichtung von allen Seiten heranzogen, die Gewänder in Blut getaucht, die Skorpionengeißel in den Händen, um ein Ende zu machen mit dem unnatürlichen Leben eines Volkes ohne Staat. Fürwahr, erst hundertunddreißig Jahre sind seitdem vergangen, und doch sind die Jahre, in welchen unsere Grossväter aufwuchsen, für uns in mancher Richtung schon so fremd wie die Zeit, in welcher, der Sage nach, Archimedes geometrische Aufgaben rechnete, während die Römer seine Stadt erstürmten.



388

Das alte und das neue Brandenburger Tor. Berlin.  
(Radierung von D. Chodowiecki.)  
(Kupferstich von D. Berger. 1798.)



Die Petrikirche am Ende der Brüderstraße. Berlin. Um 1808.  
(Kupferstich von Hüllmann nach einer Zeichnung von Catel.)

In anderer Art wirkte diese Zeit der Bewegung auf den preussischen Staat. Es war nicht mehr das Preussen Friedrichs II. Im Innern freilich waren seine Einrichtungen nur zu treu bewahrt worden. Seine Nachfolger milderten überall einzelne Schärfe der alten Regierungsweise, doch die grossen Neugestaltungen, welche die Zeit dringend erheischt, wurden kaum begonnen.

Aber gerade in den Jahren bis zum Kriege von 1806 nahm der äussere Umfang des Staates in riesigem Massstabe zu. Friedrich hatte immer noch ein kleines Reich zurückgelassen; wenige Jahre darauf musste Preussen zu den grossen Ländermassen Europas gerechnet werden. Auch in der Schnelle dieses Wachstums war etwas Unheimliches. Durch die beiden letzten Teilungen Polens wurden 1772 Quadratmeilen slawisches Land angefügt. Kurz vorher waren die Fürstentümer der fränkischen Hohenzollern, Ansbach und Bayreuth, erworben, 115 Quadratmeilen. Dann mussten nach dem Frieden von Luneville 47 Geviertmeilen des überrheinischen Kleve abgetreten und dafür 222 Geviertmeilen deutscher Reichsgebiete eingetauscht werden, Stücke von Thüringen, darunter Erfurt, das halbe Münster, ferner Hildesheim und Paderborn. Endlich wurde gar wieder Ansbach gegen Hannover umgesetzt. Seitdem umfasste Preussen einige Monate hindurch ein Ländergebiet von 6047 Geviertmeilen, fast das Doppelte seines Umfanges vom Jahre 1786. Und in diesem Jahre war Preussen überall in Deutschland so reichlich angesiedelt, daß man wohl sagen durfte, es fehle ihm nicht viel mehr dazu, Deutschland zu werden. Seine Adler schwieben über den Ländern der alten Sachsen bis zur Nordsee, im Maingebiet der alten Franken wie im Herzen Thüringens; es beherrschte die Elbmündung, es griff auf zwei entgegengesetzten Seiten um Böhmen und konnte nach kurzen Tagemärschen seine Kriegsrosse in der Donau tränken. Im Osten aber reichte es bis tief in das Weichseltal und bis zum Bug, und seine Beamten regierten in der Hauptstadt des untergegangenen Polens. Zuverlässig wäre so schnelle Vergrößerung auch in friedlicheren Zeiten nicht ohne Bedenken gewesen, denn der Überschuss an bildender Kraft, welchen Preussen aufwenden konnte, so verschiedenartigen Erwerb sich innerlich anzufügen, war schwerlich gross genug. Und doch hat sich die vortreffliche Schule des altpreußischen Beamtentums gerade damals bewährt. Überall wurde mit Eifer und Erfolg neueingerichtet, schöne Talente, grosse Kräfte entfalteten sich in dieser Arbeit. Es fehlte auch nicht an halben und falschen Schritten, im ganzen aber erfüllt die Betrachtung jener Arbeit, ihre Ehrlichkeit, Einsicht und der rüstige Wille, welchen die Preussen damals in Deutschland bewiesen, mit hoher Achtung, zumal wenn man die spätere französische Herrschaft damit vergleicht, welche zwar behender und gründlicher umgestaltete — meist durch deutsche Kräfte —, aber zugleich einen Wust von Gemeinheit und roher Tyrannie in die Landschaften trug.

Auch der polnische Erwerb war an sich ein grosser Gewinn für Deutschland, denn erst durch ihn wurde ein Schutz gegen das ungeheure Anwachsen Russlands gewonnen, die Ostgrenze Preußens militärisch gesichert. War es hart für die

Polen, so war es notwendig für die Deutschen. Die wüsten Zustände der halbwilden Länder nahmen allerdings eine unverhältnismäßige Kraft in Anspruch, wenn sie nutzbar gemacht, das heißt in deutsches Gebiet umgewandelt werden sollten. Und zu ruhiger Besiedelung war die Zeit nicht angetan. Doch geschah auch hier nicht wenig.

Aber verhängnisvoll war ein anderer Umstand. Alle diese Vergrößerungen waren nicht unter den Anstößen einer starken treibenden Kraft gemacht, sie waren zum Teil widerwillig, nach ruhmlosen Feldzügen von einem übermächtigen Feinde aufgedrängt. Und Deutschland machte die merkwürdige Erfahrung, daß Preußen unter fortgesetzten Demütigungen und diplomatischen Niederlagen anschwoll, und daß seine Zunahme an Landgebiet und die Abnahme seines Ansehens in Europa gleichen Schritt hielten. Dadurch erhielt der weitläufige Staat zuletzt nur zu sehr das Aussehen eines zusammengeschwemmt Insellandes, welches der nächste Sturmwind wieder in den Fluten begraben mochte.

Die Ausdehnung des Landes war so groß, Leben und Interesse seiner Bürger so mannigfaltig geworden, daß die Kraft eines einzelnen die ungeheure Maschine nicht mehr selbstwillig in der alten Weise leiten konnte. Und doch fehlte noch die große Hilfe, das letzte Richtmaß für Fürsten und Beamte, eine öffentliche Meinung, welche unablässig, ehrlich, männlich das Tun der Regierenden begleitete, ihre Erlasse prüfte, den aufsteigenden Wünschen Ausdruck gab, die Bedürfnisse des Volkes ihnen ans Herz legte. Die Tagespresse war ängstlich bevormundet, gelegentliche Flugschriften verlebten tief und wurden gewalttätig unterdrückt.

Der König war ein Herr von strenger bürgerlicher Redlichkeit und von massvollem Sinn, aber wie er kein Feldherr und kein Mann der großen Politik war, so blieb er auch sein lebenslang scharfschneidendem und energischem Entschluß zu sehr abhold. Und damals war er jung, misstrauisch gegen seine eigene Kraft, lebhaft empfand er, daß er die Einzelheiten der Geschäfte zu wenig übersah; die Umtriebe der Begehrlichen in seiner Nähe versäumten ihn, ohne daß er sie zu brechen wußte, sein Bestreben, die eigene Selbständigkeit zu bewahren, übermächtigen Einfluß von sich abzuhalten, setzte ihn in Gefahr, unbedeutende und gefügige Gehilfen festen Charakteren vorzuziehen. Offenbar war der Staat schon damals in die Lage gekommen, wo eine Selbsttätigkeit der Untertanen und die Anfänge eines Verfassungslabens nicht mehr entbehrt werden konnten. Aber wieder war die Möglichkeit dafür noch so wenig vorhanden, daß kaum die Missvergnügtesten davon zu murmeln wagten. Noch fehlten alle Grundlagen dazu, die alten Stände waren — Ostpreußen ausgenommen — gründlicher beseitigt als irgendwo, die Stadtgemeinden wurden durch Beamte geleitet, sogar die Teilnahme an Politik und dem Leben des Staates war fast auf den Kreis der Beamten beschränkt. Und was der König unter Mitwirkung des Volkes in fremdem Lande entstehen sah, Nationalversammlungen und Konvente, das hatte ihm einen so tiefen Abscheu gegen jede Beteiligung seiner Preußen an der Arbeit des Staates eingeflößt, daß er den Widerwillen — zum

Verhängnis für sein Volk und seine Nachfolger —, solange er lebte, nicht überwinden konnte. Vor 1806 wurde von ihm daran gar nicht gedacht.

Sehr lebhaft empfand er aber, daß es unmöglich war, in der alten Weise Friedrichs II. fortzuregieren. Dieser große König hatte trotz der ungeheuren Arbeitskraft und seiner Kenntnis aller Verhältnisse doch nur dadurch das Ganze in rascher Bewegung erhalten können, daß er seiner Eigenmacht im Notfall auch Unschuldige opferte. Da er in der Lage war, selbst und kurz über alles zu entscheiden, so war auch ihm nicht selten begegnet, daß sein Entscheid von Stimmung und zufälliger Nebenrücksicht abhing. Es durfte ihm nicht darauf ankommen, einen Offizier wegen eines unbedeutenden Versehens zu kassieren, Kammergerichtsräte, die doch nur ihre Pflicht getan hatten, wegzuzagen. Und wenn er erkannte, daß er ein Unrecht getan, während er leidenschaftlich das Rechte wollte, so durfte er sein Unrecht nicht einmal zugeben, denn er mußte den Glauben an sich erhalten, in seinen Beamten die Behendigkeit des Gehorsams, und im Volk das unbedingte Vertrauen zu seinem letzten Entscheid. Es war nicht nur eine Eigenschaft seines Charakters, auch Politik, daß er nichts zurücknehmen wollte, keine Übereilung, keinen Irrtum, daß er selbst offenkundiges Unrecht nur unter der Hand bei Gelegenheit gutzumachen suchte. Der starke und weise Fürst hatte das wagen können; seine Nachfolger scheuteten mit Recht solches Herrschen; der Enkel jenes Prinzen von Preußen, den Friedrich II. mitten im Krieg zornig von dem Kommando entfernt hatte, fühlte tief die Härte der schnellen Entscheide.

Er mußte also, wie schon sein Vorgänger getan hatte, die Überwachung seiner Beamten in den Beamten selbst suchen. So begann in Preußen die Herrschaft der Bürokratie. Die Zahl der Ämter wurde größer, unnütze Zwischenbehörden wurden eingeschaltet, die Aktenbeschreibung wurde arg, das Geschäftsverfahren weitläufig. Es war die erste Folge des Bestrebens, gerecht, gründlich, sicher zu verfahren und die straffe Eigenmächtigkeit der alten Zeit wohlwollend umzubilden. Dem Volke erschien das aber als ein Verlust. Solange keine Presse und keine Tribüne dem unterdrückten Mann zu seinem Recht verhilft, da haben Bitschriften eine weit andere Bedeutung wie jetzt, wo auch der kleine Mann durch eine Zeitungsmitteilung von wenigen Zeilen das Mitgefühl eines ganzen Landes für sich gewinnen, Minister und Volksvertreter tagelang in Bewegung versetzen kann. Friedrich II. hatte deshalb jede Bitschrift angenommen, zumeist selbst darauf verfügt, allerdings war auch dabei königliche Willkür zutage gekommen; Friedrich Wilhelm III. mochte gar nicht leiden, wenn ihm selbst Bitschriften überreicht wurden, er wies sie stets den Instanzen zu. Das war an sich in der Ordnung. Da aber die Behörden noch nicht zu besorgen hatten, daß solcher Klageschrei einzelner in die Öffentlichkeit drang, so wurde er nur zu häufig in den Akten begraben, und die Leute rieben, daß es gegen Übergriffe der Landräte, gegen Bestechlichkeit der Akziseeinnehmer keine Hilfe mehr gebe. Auch die Majestät des Königs litt darunter; nicht sein guter Wille, aber seine Kraft, gegen die Beamten zu helfen, wurde bezweifelt.

Zu diesen Übelständen kamen andere. Die Beamten der Verwaltung waren zahlreicher geworden, aber nicht stärker. Das Leben war reichlicher, alle Preise hatten sich auffällig gesteigert, ihr Gehalt, seit alter Zeit sehr knapp, war nicht im Verhältnis erhöht worden. In den Städten waren Justiz und Verwaltung noch nicht getrennt, bis in das kleinste wurde bevormundet, die Selbsttätigkeit der Bürger fehlte, die „Direktoren“ der Stadt waren königliche Beamte, häufig verabschiedete Auditeure und Quartiermeister der Regimenter. Das war im Jahre 1740 ein grosser Fortschritt gewesen, im Jahre 1806 war Bildung und Fachkenntnis solcher Männer ungenügend. Zu den Kriegs- und Domänenkammern aber — welche jetzt Regierungen heißen — drängte sich bereits der junge Adel, nicht wenige bedeutende Männer darunter, welche später zu den grössten Namen Preußens gezählt wurden, die Mehrzahl, um ohne viele Anstrengung schnell ihr Glück zu machen. Es wurde geplagt, daß bei einigen Kammern die Arbeit fast ganz durch Sekretäre getan werde. Das galt in Wahrheit aber nur von Schlesien, welches einen eigenen Minister hatte. Seit dem grossen polnischen Erwerb hatte Graf Hoym zu Schlesien noch auf einige Jahre die oberste Leitung des neuerworbenen Polenlandes erhalten. Es war eine heillose Massregel, ein Untertan erhielt fast schrankenlose Macht in dem ungeheuren Länderebiet, sie wurde ihm und dem Staat zum Unseggen. Wie ein König lass er in Breslau, am Hofe seines Landesherrn unterhielt er Spione, welche ihm alle Stimmungen zutragen müssten; um ihn drängte sich der arme Adel Schlesiens, er brachte seine Günstlinge zu Amt, Grundbesitz, Vermögen. Die Redlichkeit der Beamten in den neuen Ländern wurde durch dies ungeschickte Verhältnis beeinträchtigt, Domänen wurden verschleudert, niedrige Taten gemacht, Generäle und Geheimräte bewarben sich danach, für kleines Geld grossen Grundbesitz zu erwerben.

Es ist beachtenswert, daß sich der erste laute Widerstand dagegen unter den Beamten selbst erhob, zugleich die erste politische Opposition in Preußen, welche durch die neuzeitliche Waffe der Presse zu wirken suchte. Der heftigste Kläger war der Oberzollrat von Held; er beschuldigte den Grafen Hoym, den Kanzler Goldbeck, den General Rüchel und mehrere andere des Betrugs, und verglich die Gegenwart Preußens mit der gerechten Zeit Friedrichs II. Die Angriffe machten ungeheures Aufsehen, gegen ihn und seine Freunde wurden Untersuchungen eingeleitet, sie wurden als Mitglieder eines geheimen Ordens, als Demagogen und Denunzianten verfolgt, Helds Schriften wurden mit Beschlag belegt, er selbst verhaftet, verurteilt, endlich freigelassen. In seiner Haft griff der gereizte und verbitterte Mann den König selbst an<sup>58</sup>, er beschuldigte ihn zu grosser Sparsamkeit — welche wir für die erste Tugend der alten Könige von Preußen halten, der Härte — was unbegründet war, und des Soldatenspiels — dies leider mit gutem Grunde; er fragte: „wenn der Fürst keine Wahrheiten mehr hören, wenn er redliche Männer, wahre Patrioten in den Kerker werfen und die angezeigten Betrüger zu Dirigenten einer gegen sie niedergesetzten Kommission ernennen will, dann kann der biedere, ruhige, aber

nichtsdestoweniger warme Vaterlandsfreund nichts als seufzen.“ Indes begnügte er sich nicht zu seufzen, sondern wurde recht ausfällig.

Bei diesem Hader, der sich doch fast nur um einzelne Anekdoten drehte, ist uns lehrreich, wie dreist und rücksichtslos die Sprache der politischen Kritik in dem alten Preussen war, und wie niedrig und hilflos die Stellung der Fürsten gegenüber solchen Angriffen. Wie der König die ganze Herrschaft auf seinen Schultern trug, so traf ihn auch die ganze Verantwortung, wie seine Person allein die ganze Maschine des Staates leiten sollte, so war auch jeder Angriff auf einzelne Einrichtungen und Beamte des Staates ein persönlicher Angriff auf ihn. Was auch irgendwo versehen wurde, der König trug die letzte Schuld, entweder weil er etwas versäumt oder weil er die Schuldigen nicht bestraft hatte. Jede Bauerfrau, welcher die Alzisebeamten am Stadttor ein Hühnerei zerdrückten, fühlte die Härte des Königs, und wenn eine neue Steuer das Stadtvolk ärgerte, so schrien und höhnten die Gassenbuben hinter dem Pferde des Königs her, und es war gar nicht unmöglich, daß eine Handvoll Straßenschmutz gegen sein hohes Haupt flog. Immer wieder brach der stille Krieg zwischen den Königen Preußens und der fremden Presse aus. Sogar Friedrich Wilhelm I. hatte im Tabakskollegium seine Erfindungskraft bemüht und gegen die holländischen Zeitungsschreiber, welche ihn bitter kränkten, einen kurzen Artikel versiert; auch sein großer Sohn wurde durch ihre Federn geärgert, er freilich wußte sie mit gleicher Münze zu bezahlen. Und vollends gegen Friedrich Wilhelm II. hatte ein Heckenfeuer von Hohn und Groll in ungezählten Romanen, Satiren, Pasquillen gesprüht. Was halfen dagegen Gewaltmittel, Brief-erbrechen und geheimes Nachspüren, was half die Beschlagnahme? Die verbotenen Schriften wurden dennoch gelesen, auch die plumpen Lügen wurde geglaubt. — Was half es vollends, wenn der neue König durch regierungstreue Federn sich verteidigen ließ, wenn eine wohlgesinnte Gegenschrift den Lesern erzählte, daß Friedrich Wilhelm III. gegen die Lichtenau keine Härte bewiesen habe, daß er ein sehr guter Gatte und Vater, ein redlicher Mann sei und das Beste wolle?<sup>59</sup> Das Volk mochte das glauben oder nicht. Es wurde jedenfalls in einer Weise zum Richter über das Leben seines Fürsten gemacht, welche für die Majestät der Krone, wie wir sie fassen, höchst unwürdig war.

Und noch war die Zeit eine ruhige, Bildung und Gemüt der Nation von der Politik geradezu abgewandt. Was sollte werden, wenn politische Leidenschaft in das Volk kam? Das Königtum mußte sich in dieser niedrigen Stellung völlig zugrunde richen, und wenn die Hohenzollern noch so sehr das Gute wollten. Denn sie waren nicht mehr, wie im 18. Jahrhundert, wie noch Friedrich II. gewesen war, große Landbesitzer auf menschenleerem Grunde, sie waren in der Tat Könige eines ansehnlichen Volkes, sie waren gar nicht mehr in der Lage, jede Verkehrtheit in der ungeheuren Beamtenzahl zu erfahren und selbstwillig die große Verwaltung zu beherrschen. Jetzt wirtschafteten die Beamten, geschah Gutes, so war es Schuldigkeit, jedes Ungeschick fiel auf des Königs Haupt. — Wie da zu helfen war, das wußten

freilich vor 1806 kaum die Besten. Aber das Missbehagen und das Gefühl der Unsicherheit wurde dadurch in dem Volke gesteigert.

Solche Verhältnisse einer Übergangszeit aus dem alten despotischen Staat in einem neuen gaben dem preußischen Wesen allerdings ein unbehilfliches Aussehen. Sie waren in Wahrheit durchaus kein Anzeichen tödlicher Schwäche, wie sie kurz darauf von eifrigen Preussen gedeutet wurden.

Denn außer der Kraft und Opferfähigkeit, welche im Volke noch wie im Schlummer lag, war auch in einem ansehnlichen Kreise bereits ein frisches hoffnungsvolles Leben sichtbar. Und zwar wieder in den preußischen Beamten. Die Obergerichte erhielten sich in dem hohen Ansehen, das sie seit den neuen Einrichtungen der letzten Könige gewonnen hatten. Ihr Personal war zahlreich, sie umschlossen die Blüte des preußischen Beamtenstandes, die stärkste Kraft des Bürgertums, die höchste Bildung des Adels. Die älteren waren unter Coceji, die jüngeren unter Carmer geschult: gescheite, redliche, feste Männer von grossartiger Arbeitskraft, von stolzer Vaterlandsliebe und einer Unabhängigkeit des Charakters, welche sich in Handhabung der Rechtspflege noch durch kein Ministerialreskript irren ließ. Noch wagten die Hofparteien nicht, die Unbequemen anzugreifen, und es war ein Verdienst des Königs, daß er seine Hände schützend über ihre Unvergleichlichkeit hielt. Sie stammten zum Teil aus Bürgerhäusern, welche seit mehreren Menschenaltern ihre Söhne in die Hörsäle der Rechtslehrer, im Osten nach Frankfurt und Königsberg, im Westen nach Halle und Göttingen gesandt hatten, ihre Familien bildeten eine fast erbliche Aristokratie des Beamtenstandes. Ihnen verbunden als Studiengenossen, Freunde, Gleichgesinnte waren die besten Köpfe der Verwaltung, auch Fremde, welche in preußischem Dienst heraufkamen. Aus diesem Kreise sind fast alle Beamte hervorgegangen, welche nach der Niederlage Preußens bei der Wiederbelebung des Staates tätig waren, die Stein, Schön, Vincke, Grolmann, Sack, Merkel und viele andere, die Präsidenten der Regierungen und obersten Gerichtshöfe nach 1815.

Es ist eine Freude, in dieser Zeit umherflackernder Unsicherheit das Auge auf die stille Arbeit solcher Zuverlässigen zu richten. Manche von ihnen waren strenggeschulte Aktenmänner, ohne vielseitige Interessen, auf dem grünen Tisch des Kollegiums lagen Ehrgeiz und Arbeit ihres ganzen Lebens. Aber sie, die obersten Richter, die Verwalter der Provinzen, haben treu und dauerhaft ihr Bewußtsein, Preußen zu sein, durch schwere Zeit getragen, jeder von ihnen hat seiner Umgebung von der zähen Ausdauer, dem sicheren Urteil mitgeteilt, das sie auszeichnete. Auch wo sie, von dem Körper ihres Staates abgelöst, unter fremder Herrschaft Recht sprechen mußten, arbeiteten sie in ihrem Kreise unverändert in der alten Weise fort, und gewöhnt an kalte Selbstbeherrschung, bargen sie in der Tiefe ihrer Seele die feurige Sehnsucht nach dem angestammten Herrn und vielleicht stille Pläne für bessere Zeit.

Wer diese Männer mit einzelnen kräftigen Vertretern des Beamtentums vergleicht, welche sich auf den Staatsgebilden Süddeutschlands in dieser Zeit entwickelten, der wird einen wesentlichen Unterschied nicht verkennen. Dort ist häufig

auch in den Bessern ein Zug, der uns verstimmt: Willkür in den politischen Gesichtspunkten, Gleichgültigkeit wem und wofür sie dienen, eine innere Ironie, mit welcher sie die kleinen Verhältnisse ihrer Heimat betrachten. Fast alle leiden sie an dem Mangel eines Heimstaates, welcher die Liebe eines Mannes verdient. Dieser Mangel gibt ihrem Urteil, wie scharfsinnig es sei, leicht etwas Unsicheres, Halbes, Launenhaftes; man zweifelt nicht an ihrer bürgerlichen Redlichkeit, aber man empfindet dennoch lebhaft in vielen derselben eine moralische Unsicherheit, die sie Glücksträgern ähnlich macht, auch gelehrte und hochgebildete Männer. Freilich, wenn einmal ein Preusse sein Vaterlandsgefühl verlor, so wurde er schwächer als sie. Karl Heinrich Lang entbehrt, was Friedrich Gentz in sich verdorben hat.

Gewissenhafte Beamte hat aus dieser Zeit der Verwirrung jedes Land aufzuweisen, zumal der Norden; aber den Vorzug dürfen die Preussen mit Recht in Anspruch nehmen, daß in den Kreisen ihres Mittelstandes nicht die schönste, aber die gesündeste Bildung jener Zeit nicht einzeln, sondern als Regel zu finden war.

Das preußische Heer litt an denselben Mängeln wie die Politik und Verwaltung des Staates. Auch hier war im einzelnen manches gebessert, vieles Alte ward sorgfältig beibehalten; was einst ein Fortschritt gewesen war, bestand jetzt zum Unheil. Die Übelstände sind bekannt, niemand hat strenger darüber geurteilt als die preußischen Militärschriftsteller seit dem Jahre 1807.

Allerdings war die Behandlung der Soldaten noch überhart, an der knappen Montur, der schmalen Kost wurde unwürdig gespart, endlos war das Drillen, endlos die Paraden, das unverteilbare Leiden der preußischen Heere; die Manöver waren unnütze Schauspiele geworden, bei denen jede Bewegung vorher überlegt und einstudiert war, unfähige Oberoffiziere wurden bis ins höchste Greisenalter bei der Fahne gehalten. Fast nichts war geschehen, die veränderte Art der Kriegsführung, welche in der Revolution aufgekommen war, der alten preußischen Heereseinrichtung anzupassen.

Der Offizierstand war eine geschlossene Kaste, welche fast ausschließlich durch den Adel ergänzt wurde. Nur wenige nichtadlige Offiziere standen bei den Füsilierbataillonen der Infanterie und etwa noch bei den Husaren. Schon unter Friedrich II. waren während des Menschenmangels des Siebenjährigen Krieges junge Freiwillige von bürgerlicher Herkunft zu Offizieren gemacht worden. Dann wurden sie wenigstens in ihrer Bestallung und häufig in den Regimentslisten als adlig aufgeführt, nach dem Frieden, wie tüchtig sie sein mochten, fast immer von dem bevorzugten Bataillon entfernt. Das war unter den späteren Königen nicht besser geworden. Nur bei der Artillerie war schon 1806 die Mehrzahl der Offiziere bürgerlich, aber sie galt eben deshalb nicht für vollberechtigt. Es war herbe Ironie, daß ein französischer Artillerieoffizier als Kaiser Frankreichs in derselben Zeit darauf sann, das preußische Heer und seinen Staat in Trümmer zu werfen, in welcher man in Preussen darüber stritt, ob ein Offizier der Artillerie in den Generalstab aufzunehmen sei, und dem bürgerlichen Oberstleutnant Scharnhorst diese Bevor-

zugung sehr beneidete<sup>60</sup>. Es war natürlich, daß sich in dem preußischen Offizierkorps alle Fehler eines bevorrechteten Standes im Übermaße zeigten: Hochmut gegen den Bürger, Roheit gegen die Untergebenen, Mangel an Bildung und guter Sitte, und bei den bevorzugten Regimentern eine zügellose Frechheit. Es ist eine gewöhnliche Klage der Zeitgenossen, daß man in den Straßen und Gesellschaften Berlins vor den mutwilligen Angriffen der Gendarmes, den bewunderten Vertretern des jungen Adels, nicht sicher sei. Und bereits fingen diese Anspruchsvollen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. an, sich ihrer alfränkischen Uniform in Gesellschaft zu schämen, und wo sie es wagten, mit der aufgebauschten weißen Halsbinde, Stulpstiefeln und einem Stockdegen einherzuschlendern.

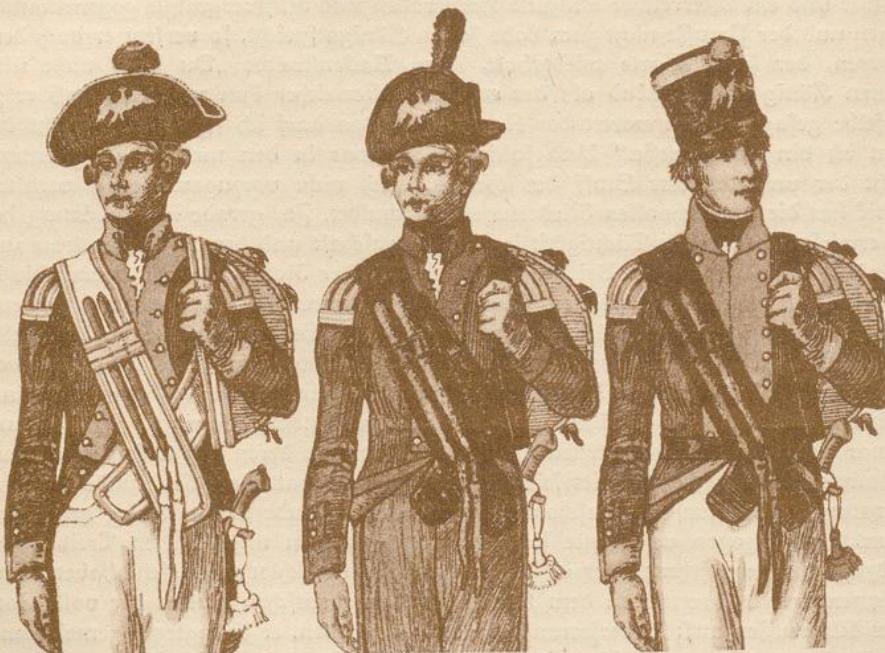
Aber trotz dieser Mängel lebte in dem preußischen Heere doch noch viel von der tüchtigen Kraft alter Zeit. Noch war der starke Stamm alter Unteroffiziere nicht ausgestorben, denen 1786 die bitteren Tränen über den Tod ihres großen Feldherrn in den Schnurrbart gelaufen waren. Noch lebte auch in den Gemeinen, trotz verminderter Vertrauen zu den Führern, der Stolz auf die erprobte Waffentüchtigkeit. Es sind uns davon viele bezeichnende Züge erhalten, einer davon zeigt besonders hübsch die Stimmung des Heeres. Wenn in dem Feldzug von 1792 ein Preusse und ein Österreicher als gute Kameraden und Missvergnügte gegeneinander klagen und der Preusse nicht zum Lobe seines Königs spricht, so verseht er doch dem anderen, der seine Worte wiederholt, einen Bakenstreich: „Du sollst nicht über meinen König reden.“ Und als der erzürnte Österreicher ihm vorwirft, daß er ja dasselbe gesagt, da antwortet der Angreifer: „Das darf ich sagen, aber nicht du, denn ich bin ein Preusse.“ Und solcher Sinn war in den meisten Regimentern. Nicht der verschlechterte Stoff des Heeres, auch nicht vorzugsweise die veraltete Taktik hat die schmachvollen Niederlagen verschuldet. Ja, gerade in dem Sturz hat sich erwiesen, wie große Tüchtigkeit in der Mannschaft und den Offizieren lebte und schändlich geopfert wurde. Bei der Zügellosigkeit, der Roheit und Räuberei, die in dem verstorbenen und aufgelösten Kriegsvolk unvermeidlich zutage kam, erfreute wieder gerade unter den Kleinen oft der tüchtigste Soldaten Sinn. Eine der vielen Nichtswürdigkeiten des kopflosen Feldzugs von 1806 war die Übergabe von Hameln. Wie die verratene Besatzung sich verhielt, wird uns durch den Brief eines Offiziers berichtet. Der Erzähler war ein Emigrantenkind, Franzose von Geburt, er war einer der liebenswertesten Deutschen geworden, deren sich unser Volk freut; er hatte als preußischer Offizier seine Pflicht getan, er hatte jede Freistunde deutscher Literatur und Wissenschaft geschenkt, er war ohne Freude in den Krieg gegen sein Heimatland gezogen und hatte sich zuweilen aus dem ungeschickten Treiben des Feldzugs hinweggeholt; aber in der Stunde, wo ein schlechter Befehlshaber brave Truppen verriet, brannte in dem Adoptivkind des deutschen Volkes der volle Zorn eines Altpreußen auf; er versammelte seine Kameraden, er drängte zu gemeinsamer Erhebung gegen den unfähigen General, jeder der Jünger war in Leidenschaft wie er. Umsomst. Sie wurden hintergangen, die Festung, trotz ihres Widerstandes, den

Schütze vom Königlich Preußischen Infanterieregiment v. d. Golz. 1790. — Schützenstock, der von den Schützen bis 1806 geführt wurde.



(Nach einer Zeichnung aus der Zeit und C. Kling.)

Tambours der Königlich Preußischen Füsilierbataillone. 1787 bis 1806.  
(Nach C. Kling.)





Preußischer General der Infanterie (Allgemeine Generalsuniform) 1803.

(Nach einem Kupferstich aus der Zeit und C. Kling.)

Allgemeine Preußische Generalsuniform seit 1803.

(Nach einem Bildnis des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und C. Kling.)



Unteroffizier und Offizier vom Königlich Preußischen Regiment Gendarmes. 1806.  
(Nach einem Kupferstich 1806 und C. Kling.)



Kürassieroffizier vom Königlich Preussischen Regiment von Reichenstein im Überroß. 1806.  
Dragonertrompeter vom Königlich Preussischen Regiment Königin. 1806.  
(Nach C. Kling.)





Königlich Preussische Dragoner 1806 vom Regiment von Esebeck und vom Regiment  
König von Bayern.  
(Nach Handzeichnungen und Kupferstichen aus der Zeit und C. Kling.)





Füsilier (mit „Feldequipage“, d. h. feldmarschmäßig) vom Königlich Preußischen  
Füsilier-Bataillon v. Borell zu Dernay. 1806.  
(Nach C. Kling.)

Franzosen überliefert. Furchtbar war die Verzweiflung der Soldaten. Sie schossen ihre Patronen dem feigen Kommandanten in die Fenster, sie schossen in Wut und Trunkenheit auf einander, sie zerschellten ihre Gewehre an den Steinen, damit sie nicht von fremder Hand rühmlicher geführt würden, weinend nahmen die alten Brandenburger Abschied von ihren Offizieren. In der Kompanie des Hauptmanns von Brücke, Regiment von Haack, standen zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne; sie setzten sich wechselseitig die Gewehre auf die Brust, drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben<sup>61</sup>.

Und die an der Spitze standen und keine Männer waren, wer waren sie? Versuchte Generäle aus der Schule des großen Königs, Edelleute von gutem Adel, ergeben und treu ihrem König, in Ehren gealbert. Aber sie waren zu alt? Es ist wahr, sie waren grau und müde. Sie waren als Knaben, vielleicht aus dem Drill der Kadettenhäuser, ins Heer gekommen, dort waren sie abgerichtet worden, sie hatten auf Befehl marschiert und präsentiert, hatten in zahllosen Paraden Linie und Distanz gehalten, später hatten sie scharf darauf geachtet, daß andere Linie und Distanz hielten, daß die Köpfe gepunkt waren, der Zopf die rechte Länge hatte. Sie hatten um Beförderung geworben und nach Berlin gehorcht, ob Rüchel, ob Hohenlohe am meisten in Gunst stehe, das war ihr Leben gewesen. Sie wußten wenig mehr als das geistlose Einerlei des Dienstes, und daß sie ein Rad in der großen Maschine des Heeres waren. Jetzt war ihr Heer zerschlagen, die Trümmer in unaufhaltsamer Flucht nach dem Osten. Was blieb noch, was für sie einen Wert hatte?

Es war auch nicht Feigheit, was sie so kläglich machte. Sie waren ja sonst brave Soldaten gewesen, und die meisten waren noch nicht so alt, um kindisch zu fallen. Es war etwas anderes. Sie hatten das Vertrauen zu ihrem Staat verloren. Es schien ihnen unnütz, hoffnungslos, sich noch zu verteidigen, eine fruchtbare Menschen schlächterei. So empfanden die Unglüdlichen. Sie waren ihr Leb lang mittelmäßige Männer gewesen, nicht besser, nicht schlechter als andere, dieselbe Mittelmäßigkeit herrschte, so weit ihr enger Gesichtskreis reichte, überall in ihrem Staat. Wo war ein großer, kräftiger Zug, wo war ein frisches Leben, das Begeisterung und Wärme abgab? Sie selbst waren die Freude, der Umgang der Hohenzollern gewesen, die Ersten im Staat, das Salz des Landes; sie waren gewöhnt worden, auf den Bürger und den Beamten vornehm herabzusehen. Außer den Fürsten und dem Heer selbst, was hätten sie in Preußen zu ehren gehabt? Jetzt war der König entfernt, sie wußten nicht wo, sie standen in den Mauern ihrer Festung allein, und sie fanden wenig in sich selbst, was sie zu scheuen und zu ehren hatten, sie fühlten am besten, daß sie schwach waren. So wurden sie in den Stunden der Prüfung sehr schlecht und gemein, weil sie ihr ganzes Leben hindurch über ihr Verdienst hoch gestellt worden waren. Es liegt eine fürchterliche Lehre darin. Möge Preußen ihrer stets gedenken. Der Offizierstand, der als bevorrechtete Klasse dem Volke gegenübersteht, gesellig abgeschlossen, mit dem Gefühl einer bevorzugten

Stellung im Staat, wird stets in Gefahr sein, zwischen Übermut und Schwäche zu schwanken. Nur der Offizier, der außer seiner Fahnenehre und der Treue gegen seinen Landesherrn noch vollen Teil hat an dem, was den Bürger seiner Zeit erhebt und adelt, wird in der Stunde schwerer Entscheidung die sichere Kraft in der eigenen Brust finden.

Eine Zeit geistesarmer Mittelmäßigkeit hat Preußen an den Rand des Verderbens gebracht, die politische Leidenschaft hat es wieder erhoben.

Hier aber soll von den Empfindungen berichtet werden, welche ein preußischer Bürger bei dem Fall seines Staates hatte. Er ist ein Mann aus dem Kreise jener preußischen Juristen, von denen oben die Rede war. Was er mitteilt, ist zum Teil bereits durch andere Aufzeichnungen bekannt, seine ehrliche Schilderung wird doch in ihrer juristischen Klarheit und Schmucklosigkeit Anteil finden.

Christoph Wilhelm Heinrich Sethe, geboren 1767, gestorben 1855 als Wirklicher Geheimer Rat und Chefpräsident des rheinischen Revisionshofes, stammte aus einer der grossen Juristenfamilien im Herzogtum Kleve, schon sein Grossvater und Vater waren angesehene Beamte der Regierung gewesen, seine Mutter war eine Grossmann. In bürgerlichem Wohlstand wuchs der Knabe in seiner Vaterstadt auf, mit sechzehn Jahren sandte ihn sein Vater auf die Universität Duisburg, dann nach Halle und Göttingen; bei seiner Rückkehr machte er die preussischen Dienststufen bei der Regierung von Kleve-Mark durch, in vortrefflicher Schule. Diese westlichen Landschaften, nicht von weitem Umfang, umfassten doch einen guten Teil der Kraft des preußischen Staates. Das feste, kernige Volk hing mit warmer Treue an dem Hause seines Fürsten, es war in den Städten und unter den Bauern, die dort frei auf ihrer Hufe saßen, viel Wohlhabigkeit, das Obergericht war eins der besten Kollegien Preußens. Sethe war Geheimer Rat, glücklich verheiratet, mit seinem ganzen Herzen an die Heimat gefesselt, als der Kriegslärm auch seiner Vaterstadt und ihm das Leben verdüsterte: Truppenmärsche, Einquartierungen, aufregende Gerüchte, endlich Besetzung der Stadt durch die Franzosen, welche bekanntlich einige Jahre hindurch die Hoheitsrechte Preußens bestehen ließen, bis der Vertrag von Amiens auch den letzten Schein preußischen Besitzes nahm. Da löste sich Sethe von seiner Heimat und siedelte zu der preussischen Regierung des neuworbenen Anteils an Münster über.

Von hier soll er selbst erzählen, was er erfuhr<sup>62</sup>.

„Ihr könnt euch leicht vorstellen, meine lieben Kinder, daß uns der Abschied von Kleve sehr schwer wurde. Es war ein bitteres Gefühl, auf diese Weise aus der Heimat zu wandern, und die Vaterstadt unter fremden Gesetzen und unter der Herrschaft eines welschen Volkes zurückzulassen.“

Am 3. Oktober 1803 reisten wir ab; wir fuhren von Kleve nach Münster drei Tage, die Fahrt von Emmerich ab war äußerst beschwerlich und langweilig, der Weg über alle Beschreibung schlecht, Knüppeldämme und regellos in den Weg geworfene Steine<sup>63</sup>.

Unser erstes Leben in Münster war ebenfalls mit vielen Beschwerden verbunden. Wegen der vielen dorthin versetzten Beamten und des zahlreichen Militärs hatten wir nur eine sehr beschränkte Wohnung erhalten. Dann kamen wir gegen den Winter an; es fehlte uns an Vorräten, in Münster war kein ordentlicher Markt, und die Frauen aus Kleve waren in Verzweiflung, weil sie nichts bekommen konnten. Dies gab sich indessen, und sie befanden sich nachher recht wohl.

Auf freundlichen Empfang und Zuwohnen gegen uns einwandernde Fremdlinge hatten wir nicht gerechnet, weil wir wußten, wie sehr die Münsteraner ihrer Verfassung anhingen, mit welcher Festigkeit ein großer Teil von ihnen noch auf den erwählten Bischof Viktor Anton rechnete, und wie ungern sie die neue preußische Herrschaft ertrugen. Ich habe ihnen dies nie verdacht, es war ein rühmlicher Zug in ihrem Charakter, daß sie sich ungern von einer Regierung trennten, unter welcher sie sich glücklich gefühlt hatten. Andere dagegen verübelten ihnen dies sehr und verlangten, daß sie die Preussen mit offenen Armen empfangen und sogleich mit Leib und Seele Preussen sein sollten, was doch nur von einem wetterwendischen Volk oder von denen zu erwarten ist, welche unter den Fesseln einer harten Regierung geseufzt haben.

Daher fand eine Spannung und Entfernung zwischen den angekommenen Altpreußen und den Münsterschen schon vor unserer Ankunft statt. Es geschah manches, was nicht geeignet war, die Annäherung zu befördern und bei den Einwohnern eine gute Stimmung zu erwecken.

So wurde bei Auflösung des Münsterschen Militärs der größte Teil der Offiziere mit Pension verabschiedet und aus seiner Lebensbahn herausgeworfen. Diese erste Maßregel der preußischen Besitznahme verwundete nicht allein die Verabschiedeten tief in ihrem Gemüt, allgemein sah man dies als eine ungleiche Behandlung an, um so mehr, als unter den Offizieren von Münster viel Bildung und wissenschaftliche Kenntnis herrschte, und die damalige Masse der preußischen Offiziere mit ihnen einen Vergleich nicht aushiel.

Die Einführung des Kantonswesens vermehrte das Missvergnügen, aber allgemeinen Unwillen erregten die Misshandlungen, welche die ausgehobenen Söhne der Bürger und Landleute von jedem Unteroffizier erdulden mußten. Ich selbst bin Augenzeuge gewesen, wie ein Unteroffizier einen Rekruten mit Schimpfworten, Fußstößen und Fußtritten misshandelte, ihn mit seinem Rohrstocke auf die Schienbeine schlug, daß dem armen Menschen vor Schmerz die Tränen über die Backen ließen. Auch war der Geist, welcher unter der größeren Masse der preußischen Offiziere herrschte, und das daraus hervorgehende Betragen derselben sehr zurückstoßend und nicht geeignet, in einem neuen Lande Zuneigung für die neue Regierung zu erwecken. Zwar hatte sich Blücher, welcher Kommandant von Münster war, durch sein populäres Wesen, seinen offenen und biedern Charakter und sein Rechtsgefühl wirklich Achtung und Zuneigung erworben, und der General von Wobeser, Chef eines Dragonerregiments, ein sehr vernünftiger, gebildeter, gemäßigter Mann, hielt

hierin mit ihm gleichen Schritt. Allein, was diese gut machten, wurde durch andere, namentlich die Masse der Subalternoffiziere, verdorben.

Einst waren am Mauritor Händel zwischen einigen Bürgern und der Wache entstanden: die Bürger sollten in die Micken (die Pfähle, woran die Gewehre gelehnt sind) hineingegangen sein und die Wache gestoßen haben. Blücher war damals gerade in Pyrmont. Unter der Unterschrift eines Generals von Ernest, jedoch aus anderer Feder, erschien ein Publicandum, wodurch jede Schildwache, welche von einem Bürger berührt werde, autorisiert wurde, denselben niederzustoßen. Diese unvernünftige Verfügung, welche jede Schildwache zum Herrn über Leben und Tod eines Bürgers mache und diesen bei einer unwillkürlichen Berührungen der Schildwache ihren Bajonettstößen ausseze, mache eine unangenehme Sensation.

Dazu kam nun noch eine ärgerliche Geschichte zwischen drei Offizieren und drei Domherren<sup>64</sup>. Es bestand zu Münster ein sogenannter adliger Damenklub, welcher Männer und Frauen enthielt. Man hatte, gleich nach der ersten Besitznahme, aus politischen Beweggründen die Generale Blücher und Wobeser, den Präsidenten von Stein und andere preußische Offiziere darin aufgenommen, auch Blüchers Sohn Franz. Bei dem Ballotieren über die Aufnahme eines andern preußischen Offiziers fiel dieser mit einer schwarzen Kugel durch. Unstreitig sprach sich hierin eine Abneigung, entweder gegen die Preussen überhaupt, oder gegen die Aufnahme mehrerer Offiziere aus, denn gegen die Person des Ausballotierten war sonst nichts zu erinnern. Es konnte nicht fehlen, daß dies die üble Stimmung vermehrte und besonders die empfindlichen jungen Offiziere in ihrem Dünkel höchst verlehrte. Dazu kam noch, daß der Ballotierte anfänglich für aufgenommen erklärt worden war, und erst durch eine Revision der Kugeln die Ausballotierung ermittelt wurde. Es hatte nämlich die Präsidentin des Klubs, die verwitwete Frau von Droste-Visschering, eine sehr würdige und gutmütige Frau, entweder aus Irrtum oder aus wohlmeinender Absicht, um den unangenehmen Folgen der Ausballotierung vorzubeugen, eine weiße Kugel zuviel gezählt. Es wurde von einem der anwesenden Domherren bemerkt, daß die Zahl sämtlicher Kugeln mit der Zahl der Stimmenden nicht übereinkomme. Bei genauer Nachzählung fand sich nun, daß der Ballotierte nicht aufgenommen sei. Die jüngeren Domherren mochten allerdings zu der beschlossenen Ausschließung mitgewirkt haben.

Der heftige Leutnant Franz von Blücher ließ seine Empfindlichkeit darüber gegen einen der jüngeren Domherren aus, was zu einem Wortwechsel Veranlassung gab. Den folgenden Tag forderte Franz Blücher diesen Domherrn schriftlich, und zwei andere Offiziere, deren einer der Ausballotierte war, forderten zwei andere junge Domherren auf gleiche Weise. Diese beiden, welche nicht die geringste feindselige Berühring mit den Fordernden gehabt hatten, gaben schriftlich ihr Befremden darüber zu erkennen. Der eine erhielt zur Antwort: er habe bei dem Wortwechsel des Leutnants von Blücher mit dem Domherrn gelächelt, und dadurch sei er, der Herausfordernde, in der Person seines Freundes Blücher beleidigt worden. Dem

andern konnte der Provokant noch nicht einmal einen solchen Vorwand angeben, er erklärte nur schriftlich: daß er sich von ihm beleidigt fühle, und daß dies genug sei.

Die Domherren, welche vermöge ihres geistlichen Standes die Ausforderung nicht annehmen konnten, zeigten dem Könige unmittelbar den Vorfall an. Die Folge davon war die Niedersezung einer gemischten Untersuchungskommission unter dem Vorsitz des Generals von Wobeser und unseres Regierungspräsidenten von Sobbe, wozu auch ich nebst dem Regimentsquartiermeister Ribbentrop hinzugezogen wurde. Die Domherren wurden von dem Kammergericht, welchem das Erkenntnis gegen sie aufgetragen war, freigesprochen, und die Offiziere von einem Kriegsgericht zu dreiwöchentlichem Arrest verurteilt, welchen sie auf der Hauptwache in Gesellschaft ihrer Kameraden, und vor derselben spazieren gehend, verbrachten.

Nun wurden aber die drei Domherren noch durch einen boshaften Streich, welchen man ihnen spielte, auf das empfindlichste gekränkt. Sie wurden nämlich, und zwar, bevor jene Untersuchungskommission niedergesetzt war, zu einer großen Abendgesellschaft bei dem General Blücher ohne dessen Wissen durch einen Livreebedienten eingeladen. Jeder von ihnen stützte, vermutete einen Irrtum und war bedenklich hinzugehen. Weil indessen alle drei, und zwar durch einen Bedienten des Generals geladen waren, so konnten sie zuletzt doch kein Versehen annehmen; auch ihre Verwandten und Freunde, welche in dieser Einladung einen Schritt zur Beilegung des Geschehenen zu erkennen glaubten, rieten ihnen zu kommen. Der General Blücher, welcher nicht daran gedacht hatte, sie einzuladen, war natürlich sehr entrüstet, die drei Domherren eintreten zu sehen. Gegen sie durch seinen Sohn Franz eingetragen, welcher damals viel Einfluß auf den Vater hatte, und vielleicht auch von dem Urheber der Intrige durch gehässige Bemerkungen über das dreiste Erscheinen aufgereizt, ließ er ihnen sagen, daß sie nicht geladen wären und sich entfernen möchten. Erbittert verließen nicht allein sie, sondern auch ihre Familien die Gesellschaft. Zu Fuß eilten die Frauen nach Hause, so tief fühlten sie die Kränkung. Überall wurde diese planmäßige angelegte Beleidigung mit Unwillen aufgenommen, und trug sehr viel zur Vermehrung der übeln Stimmung bei.

Was aber eine wahre Erbitterung erregte, das war die in der Prozesssache der Brüder Herren von der Reck gegen die Herren von Landsberg und von Böselager ausgeübte Kabinettsjustiz. Durch eine von den Reck ausgewirkte Kabinettssordre vom 5. September 1805 wurden die zwischen jenen beiden Parteien bei dem Reichshofrat schwebenden Prozesse für rechtskräftig entschieden erklärt, und eine außerordentliche Exekutionskommission niedergesetzt, welche die Herren von Landsberg und von Böselager von ihren Gütern ermittelte und die Herren von der Reck in den Besitz derselben setzte.

Diese unglückliche Geschichte mußte in einem Lande, wo man noch gar nicht preußisch gesinnt war, die Gemüter empören. In öffentlichen Schriften wurde dieses gewaltsame Eingreifen in den Lauf des Rechtes heftig angegriffen, und

unsere preußische Justiz, wovon wir den Mund so voll genommen hatten, bekam einen häßlichen Flecken.

Man hatte es endlich darin versehen, daß man die ganze preußische Verfassung nicht auf einmal einführte; es wäre alsdann mit einem unangenehmen Gefühl abgemacht gewesen. Unter dem Neuen, was Stückweise zugeteilt wurde, war manches, was nicht zu den angenehmsten Dingen gehörte und den Münsterschen ungewohnt war, so der Stempel, das Kantonwesen und das Salzmonopol. Auch die den Münsteranern aus den benachbarten preußischen Provinzen wohlbekannte Akzise war vor der Tür. Schon waren die Häuser gebaut, und sie sollte 1807 eingeführt werden, als dies die Ereignisse des Jahres 1806 verhinderten. Die Erwartung aber gab den unangenehmen Vorgeschmack. Dadurch erhielt der Haß immer neuen Zündstoff. Endlich, viel zu spät, als schon der unglückliche Krieg begonnen war, wurde das Domkapitel aufgelöst.

Unter solchen Verhältnissen war freilich der Aufenthalt in Münster für uns Altpreußen nicht angenehm; indessen habe ich dies Unangenehme minder empfunden, ich habe mich vielmehr, nachdem ich etwas heimisch geworden, unter den Münsteranern wohl befunden, mir wahre Freunde erworben und von ihnen viele Freundschaft und Liebe empfangen. Wie in meinem Amte, bemühte ich mich auch im Verkehr gerecht zu urteilen.

Aber das Jahr 1806 kam, und ein Schmerz folgte auf den andern. Zuerst wurde der diesrheinische Anteil des Herzogtums Kleve, welcher bei Preußen geblieben war, an Napoleon abgetreten, er fasste diesseits des Rheins festen Fuß und kam zugleich in den Besitz der Festung Wesel, welche der jetzigen preußischen Landesgrenze nur zu nahe war. Sein Schwager Joachim Murat wurde Herzog in dem alten Stammlande des königlichen Hauses. Niemand konnte sich verhehlen, daß unser Staat, der von Osten nach Westen so lang gestreckt war, in eine sehr bedenkliche Lage gekommen war. Unsre Trauer wurde gesteigert durch den Übermut, womit der neugeschaffene Herzog auch bis nach Münster übergriff.

Neue finstre Wolken stiegen auf. Briefe aus Berlin atmeten sämtlich Krieg gegen Napoleon, Blücher verließ uns, wir sahen der unvermeidlichen Okkupation entgegen. Zwar rückte der General Lecoq mit einem kleinen Korps in Münster ein, aber das gewährte uns geringe Beruhigung, denn er schien die mit breiten Gräben und Wällen versehene Stadt durch eine nutzlose Verteidigung preisgeben zu wollen. Nachdem er vor dem Egidientore eine hübsche Baumypflanzung niedergehauen und dem Erscheinen unseres Kriegsmanifestes in einer Nacht durch plötzlichen Alarm die Stadt erschreckt hatte, um, wie er sagte, die Wachsamkeit seiner Soldaten zu prüfen, zog er in der Mitte des Oktober plötzlich ab und überließ uns unserm Schicksal.

Dennoch blickten wir Altpreußen, auf die Tapferkeit des Heeres vertrauend, hoffnungsvoll nach Osten, und sahen mit ungeduldiger Erwartung einer Siegennachricht entgegen. Und sie kam — als Napoleon schon auf seinem Siegeszuge

nach Berlin war, und sie trug so sehr das Gepräge der Wahrhaftigkeit, daß Präsident von Vincke<sup>65</sup> die Bekanntmachung durch den Druck verfügte. Es war ein Jubel ohnegleichen, jeder eilte zum andern, um zuerst die frohe Nachricht zu überbringen. Aber die tiefste Niedergeschlagenheit folgte, der Kelch, den wir jetzt ausleeren mußten, wurde nach dem Taumel der Freude um so bitterer. Wenige Tage darauf erhielten wir durch Flüchtlinge nur zu gewisse Nachricht vom Verluste der Schlacht bei Jena.

Dennnoch erholteten wir uns von der ersten Betäubung und gaben nicht alle Hoffnung auf. Eine verlorene Schlacht konnte noch nicht über das Schicksal des ganzen Krieges entscheiden.

Als wir aber ausführliche Kunde erhielten von den schrecklichen Folgen dieser Niederlage, als der letzte Rest der Armee in Lübeck das Gewehr strecken mußte, als die Festungen Hameln, Magdeburg, Stettin und Küstrin mit beispieloser Feigheit ohne Schwertstreich dem Feinde überliefert wurden, und der ganze preußische Staat in feindliche Gewalt kam, da sank uns aller Mut, wir wußten, daß wir verloren waren.

Unterdes war der traurigen Kunde von der verlorenen Schlacht die feindliche Besitznahme auf dem Fuße gefolgt.

An einem frühen Morgen traf eine Abteilung Kavallerie von der Armee des Königs von Holland ein. Unser Groll und Schmerz wurde vermehrt durch die Stimmung der Münsteraner, welche von der unseren sehr abwich. Schon bei der Ankunft des Vortrages der holländischen Armee offenbarte sich der lange genährte schlummernde Groll gegen die Preußen in einer unverhohlenen Freude. Mit offenen Armen wurden die Befreier von preußischer Herrschaft empfangen und jubelnd bewirkt. Gleich darauf traf der König von Holland an der Spitze seiner Armee ein.

Wir hatten schwere Einquartierung, es waren zehntausend Mann in die Stadt gerückt. Doch wurde strenge Mannszucht gehalten, denn es lag unverkennbar in der Absicht des Königs von Holland, das Land nicht feindselig, sondern mit möglichster Schonung zu behandeln. Er schmeichelte sich, daß ihm die an das Königreich Holland grenzenden preußischen Provinzen zuteil werden würden. Seine Handlungen und die Äußerungen seiner Umgebung zeigten, daß er sich bereits als Besitzer des Landes betrachtete. Er errichtete ein oberstes Verwaltungskonseil, an dessen Spitze er den General Daendels stellte, welchem die beiden Präsidenten der Regierung und Kammer beigeordnet wurden. Auch drängten sich an ihn sogleich die Münsterschen Adligen und traten mit ihren Klagen über die preußische Herrschaft vor, welche er anhörte. Obenan standen die Aufhebung des Domkapitels und die Exmission der Herren von Landsberg und von Böselager. Er übte einen wirklichen Souveränitätsakt aus, indem er das Kapitel wiederherstellte und die Exekution in der Sache der Herren von der Reck gegen die Verbannten sistierte.

Indessen sein Reich hatte bald ein Ende; er mußte auf Befehl Napoleons abmarschieren, und dieser teilte die eroberten preußischen Länder in militärische

Gouvernements ein, welchen er Generäle und General-Intendanten vorsah. Die Fürstentümer Münster und Lingen und die Grafschaften Mark und Tecklenburg nebst dem Gebiete von Dortmund machten das erste dieser Gouvernements aus. Nach Münster kam der General Loison.

So war ich denn zum zweiten Male in die Gewalt der französischen Herrschaft geraten. Vergebens hatte ich ihr zu entfliehen gestrebt, vergebens waren die schweren Opfer, welche ich dafür gebracht hatte. Vaterland und Heimat, Eltern und Vermögen hatte ich verlassen, um hier in einem fremden Lande noch einmal die Katastrophe zu bestehn, welcher ich entwichen war, und die jetzt eine weit schlimmere Gestalt angenommen hatte. Als Kleve französisch wurde und ich von dort schied, fühlte ich in meinem Herzen die Freude, unter den Szepter des angeborenen Königs und unter die Herrschaft heimischer Gesetze zurückzukehren. Dieser einzige Anker, woran ich mich gehalten hatte, war jetzt auch abgerissen. Preußens Macht war zertrümmert, der ganze Staat bis auf einen kleinen Rest in der Gewalt eines Eroberers, dessen ehröschtige Pläne sich mehr und mehr offenbarten. Es war nur zu gewiss, daß wir abgetreten werden würden; aber was unser Schicksal sein sollte, darüber war ein dunkler Schleier gezogen. Der Gram, welcher in unserm Busen nagte, und die tiefe Trauer, worin wir versunken waren, wurde noch durch den Ärger vermehrt, womit mir den frohlockenden Jubel der Münsteraner über die Befreiung von preußischer Herrschaft und die Huldigungen ansehen mußten, mit denen sie dem welschen Eroberer und seinen Satelliten entgegenkamen. — Vorzüglich war es der Münstersche Adel, welcher sich hierin auszeichnete und auf eine ganz unwürdige Weise benahm. Einige Züge mögen davon Urkunde geben.

Um die ihnen verhasste preußische Farbe, womit die Schlagbäume, Brücken und öffentlichen Gebäude angestrichen waren, schleunigst wegzuschaffen und die alten Münsterschen Farben an die Stelle zu setzen, wurden die Kosten dazu durch eine Subskription aufgebracht und demnächst unsere Farben gelöscht. Einer der begütertesten Adligen begnügte sich nicht damit, seine warme Teilnahme an diesem Unternehmen durch die Unterschrift eines namhaften Betrages zu erkennen zu geben, er konnte sich nicht entbrechen, seine Freude daran bei der Subskription noch durch die Phrase: „mit Vergnügen“ auszudrücken, damit niemand an seinem patriotischen Sinne zweifle.

Die Präsidenten, Direktoren, Räte, Assessoren und Referendarien der Regierung und der Kriegs- und Domänenkammer fuhren fort, ihre Dienstuniform zu tragen. Auch dies Erinnerungszeichen an die preußische Landeshoheit war den Augen dieses Adels ein Greuel. Es wurde daher bei dem General Loison dahin gearbeitet, daß er die Ablegung der Uniform verordnen solle. Allein die Intrige gelang nur halb. Der General verstattete vielmehr ausdrücklich das Forttragen der Uniform und befahl nur, die preußischen Wappenknöpfe abzunehmen, welche wir mit glatten vertauschen müßten. So wurde die Uniform nicht abgelegt, und der



Die Leipziger Jugend führt die nach der Schlacht bei Jena angekommenen Franzosen in  
die Quartiere.  
(Kupferstich von C. G. H. Geissler.)



Durchzug der preussischen Gefangenen vom Hohenloheschen Korps nach Frankreich.  
Leipzig 1806.

(Kolorierter Kupferstich von C. G. H. Geissler.)

V S. 414





Spottbild auf die Kontinentalsperrre.  
(Kupferstich um 1807.)

Geh. Rat von Forkenbeck und ich haben sie noch im Jahre 1808, als wir nach Düsseldorf berufen wurden, dort im Staatsrat getragen.

Diese sonst so stolze Münstersche Ritterschaft hofierte den französischen Generälen wie ihrem ehemaligen Landesherrn, dem Fürstbischof.

Der von Napoleon vorgeschriebene Eid, welcher auch in Münster abgelegt werden musste, war ihr so wenig zuwider, daß sie sich vielmehr bestrebte, die Eidesleistung recht feierlich zu machen und ihr den sonst nur bei Huldigungen gebräuchlichen Pomp zu geben. Auf dem großen Saal des Schlosses wurde ein Thronhimmel aufgebaut, unter welchem der General Loison die Eidesleistung empfing. Mit dem größten Erstaunen sahen wir diese Zurüstungen, aber mit noch größerem Befremden sahen wir den General Loison eintreten, begleitet von den Erb- und Hofbeamten des ehemaligen Bistums Münster, welche in ihrem alten Staate dem französischen General gleich ihrem vormaligen Landesherrn ministrierten und ihm während der Handlung als Schildhalter zu Seite standen.

Dem Gouverneur wurden bedeutende Tafelgelder — wenn ich nicht irre, monatlich zwölftausend Taler Konventionsmünze — ausgesetzt, welche durch eine extra-ordinäre Steuer aufgebracht wurden. Es wurde eine Hofhaltung gebildet, und die pensionierten Münsterschen Hofbeamten wurden wieder in Tätigkeit gesetzt. Der Hofmarschall von Sch. fungierte in dieser Eigenschaft am Tische des Franzosen; er machte zur Tafel und zu den Abendassembleen die Einladungen, dabei trug er seine alte Hofmarschallsuniform, seinen Marschallstab in der Hand, und unter ihm der Hoffurier seinen Degen usw. — Als wir diesen niederträchtigen Unfug zum ersten Mal sahen, nannte der Regierungspräsident von Sobbe gegen mich den einen den Stocknarrn, den andern den Hofnarrn.

Es wurde ferner eine Ehrengarde für den General Loison aus Freiwilligen errichtet, welche sich selbst equipierten. Sie bezog täglich die Wache auf dem Schlosse und begleitete den General, als er mit einer Schar Soldaten einen Kreuzzug durch die Grafschaft Mark mache. An der Spitze dieser Ehrengarde standen ebenfalls Glieder der Münsterschen Ritterschaft.

In ihren adligen Damenklub, welcher sonst jedem ehrenwerten deutschen Mann, der nicht zu ihrer Kaste gehörte, verschlossen war, nahmen sie jetzt einen französischen General mit seiner nichtswürdigen Mätresse auf, um desto besser Einfluss auf ihn zu üben.

Dennoch wollte es ihnen mit dem General Loison nicht so recht glücken; er war ihnen zu klug, machte sich im geheimen über sie lustig und ließ sich nur die Spenden, welche ihm teils gereicht, teils versprochen waren, wohlgefallen. Sie hatten ihm einen kostbaren Degen zum Geschenk angeboten und er bestens akzeptiert. Der Degen wurde auch in Frankfurt bestellt und ververtigt, er kam aber erst an, als Loison bereits vom Gouvernement abgegangen war. Jetzt war ihnen das voreilige Anerbieten leid geworden, und sie hatten keine Lust, ihm den Degen zu senden, weil sie bei ihm die Willfährigkeit, welche sie erwartet, nicht gefunden hatten. Was aus

dem Degen geworden, habe ich nicht erfahren, man hielt die Sache geheim. Dem Franzosen Loison war das höfische Getreibe zuletzt so zuwider geworden, daß er selbst bei Napoleon seine Abberufung zur Armee auswirkte.

Bei seinem schwächeren Nachfolger Canuel glückte es besser. Mein würdiger Freund, der Präsident von Vincke, mußte die erste Erfahrung machen. Eine beiläufig von ihm in einer Remonstration hingeworfene Äußerung, „daß er sonst seinem Amte nicht weiter würde vorstehen können“, wurde mit beiden Händen ergriffen, als eine Dienstsitzung gedeutet und er seiner Stelle entlassen.

Um meinen Kummer über nicht zu ändernde Dinge zu überwinden, suchte ich in der Vertiefung einer grossen Arbeit Verstreuung, und ich fand sie. Das noch unvollendete Hypothekenwesen des Münsterlandes bot mir den nächsten und besten Stoff dar. Ich gab mich dieser weitläufigen Arbeit mit dem höchsten Eifer hin, und brachte mit Zugabe mehrerer Referendarien die Eintragung aller zum Hypothekenbuch der Regierung von Münster angemeldeten Realrechte zustande. Dadurch gelang es mir, mich gewissermaßen zu betäuben; ich habe damals an mir selbst erfahren, daß starke Arbeit in Wahrheit ein lindernder Balsam ist, welcher der langsame Heilkraft der Zeit zuvoreilt.

So sehr ich aber auch durch dies Zurückziehen in meinen engen Geschäftskreis eine Art von philosophischer Ruhe errungen zu haben glaubte, so konnte ich doch erschütternden Gefühlen nicht entgehen, als der Tilsiter Friede uns wirklich vom preußischen Staat trennte und die Grenzen desselben sogar vierzig Meilen von uns nach Osten abrückte. Die rührenden Worte, womit unser unglücklicher König von seinen Untertanen in den abgetretenen Provinzen Abschied nahm und die Beamtent ihrer Eidspflicht entließ, machten uns die Größe unseres Verlustes noch tiefer empfinden. Liebe Kinder, es ist ein durchaus nicht zu beschreibendes, schmerzliches Gefühl, wenn die alten Bande der Zugehörigkeit, der Liebe und des Vertrauens, welche uns, durch eine lange Reihe unserer Voreltern, an Staat und Landesherrn knüpfen, auf einmal gewaltsam zerrissen werden, wenn einem Volke ein neuer und fremder Herrscher aufgedrungen wird, für den kein Herz schlägt, den man mit zugendem Zweifel empfängt und welcher auch seinerseits für die neuen Untertanen nichts empfindet.“

Soweit der Bericht des guten Preussen. Münster und die Grafschaft Mark wurden zu dem neuen Großherzogtum Berg geschlagen, Sethe selbst ward Generalprokurator des Appellationshofes zu Düsseldorf. Aber nicht lange, und die feste Redlichkeit des Deutschen erschien dem fremden Eroberer verdächtig. Er hatte seine Hilfe nicht geboten, ungesehliche Barbarei der französischen Regierung zu unterstützen: dafür wurde er unter Drohungen nach Paris gerufen und dort festgehalten, im Grunde, weil man seinem Einfluß auf die patriotische Stimmung des Landes fürchtete. Als er 1813 entlassen und die preußische Herrschaft in seinem Vaterlande wiederhergestellt war, leitete er die Neubildung der richterlichen Behörden in den Rheinlanden. Von da lebte er in langer segensreicher Tätigkeit sei-

nem Amte, einer der ersten preussischen Juristen, welche das Geschworenengericht, Öffentlichkeit und Mündlichkeit, und die freieren Lebensformen des Rheins gegen die Staatsregierung vertraten. Von fester Unabhängigkeit des Charakters, wahrhaft, pflichtgetreu, in würdigem Ernst und bürgerlicher Einfachheit, war er ein Musterbild altpreußischer Beamten ehre. Der Segen seines Lebens ruht auf seinen Kindern.

Nicht ohne Absicht sind in diesem und dem vorhergehenden Kapitel zwei Schilderungen aus dem Kreise des deutschen Bürgertums nebeneinander gestellt. Auch sie verdeutlichen den Gegensatz, welcher sich im ganzen 18. Jahrhundert bis zu den Freiheitskriegen durch das deutsche Leben zieht: Pietisten und Wolfianer, Klopstock und Lessing, Schiller und Kant, Deutsche und Preussen, ein reiches Gemüt, das sich nach innen lehrt, und geduldige Tatkraft, welche sich die Außenwelt unterwirft.

